

Nikolaus Hamann

Vom Versuch, eins zu werden

Die Bemühungen des Arbeitskreises kritischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (KRIBIBI) um ein einheitliches Bibliothekswesen in Österreich

Nach einem kurzen Rückblick auf die Geschichte des Bibliothekswesens unter besonderer Berücksichtigung des Aspekts der Zugänglichkeit schildert der Beitrag die Entwicklung des Arbeitskreises kritischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare in Österreich (KRIBIBI | www.kribibi.at) von einer Organisation für BibliothekarInnen an öffentlichen Büchereien hin zu einer Gruppe, die das gesamte Bibliothekswesen im Blickfeld hat. Im Anhang findet sich eine Umfrage unter führenden und besonders aktiven VertreterInnen des Bibliothekswesens hinsichtlich einer Zustimmung oder Ablehnung der Ziele von KRIBIBI.

Einleitung

Die Voraussetzung für das Entstehen von Archiven und Bibliotheken war die Entwicklung von Schrift. Vorher waren sie nicht notwendig, da das – zum größten Teil gemeinsame – Wissen ausschließlich mündlich weitergegeben werden konnte. Das ist an und für sich eine Binsenweisheit und braucht nicht weiter erläutert zu werden.

Interessanter ist, dass das Entstehen der ersten Schriften sich parallel zur sich über Tausende von Jahren erstreckenden „neolithischen Revolution“ vollzog, also parallel zum Übergang vom gemeinschaftlichen Eigentum der Horde oder des Stammes zum Privateigentum an Produktionsmitteln, also des Privatbesitzes an Grund, Boden und Viehherden. Schrift entstand also zur gleichen Zeit wie der Übergang von der Gesellschaft der Jäger und Sammler zu Ackerbau und Viehzucht, der Entstehung der ersten Klassengesellschaften und der ersten Gründungen von Staaten. Privateigentum musste be„schrieben“, staatliche Verordnungen und Verwaltungsakte schriftlich niedergelegt werden. Es ist daher nachvollziehbar, dass die ersten in Bibliotheken und Archiven gespeicherten „Dokumente“ Aufstellungen über Besitztümer bzw. Handels- und sonstige Verträge sowie Gesetze waren.

Archive und Bibliotheken begannen also als Erscheinungsformen des Klassenstaates zu existieren, folgerichtig musste der Zugang zu dem in ihnen gesammelten Wissen auf die Eliten begrenzt werden, was einerseits durch die Beschränkung der Kenntnis des Schreibens und Lesens auf wenige Personen bewirkt wurde, andererseits durch die Platzierung der Dokumente in nicht öffentlich zugänglichen Gebäuden.

An diesen Verhältnissen hat sich über viele Jahrtausende nicht viel geändert. Bis zum Ende des Mittelalters blieben sowohl Bildung als auch Zugang zum Wissen auf ganz

wenige Privilegierte beschränkt. Dies lässt sich auch an der engen räumlichen Verbindung zu weltlichen und später auch kirchlichen Zentren der Macht ablesen. Erst mit dem langsamen Aufkommen des Bürgertums in der Renaissance wurde es notwendig, den Zugang zu Wissen etwas zu erweitern – es entstanden Universitäten und mit ihnen die ersten Bibliotheken, die nicht an Fürstenhöfen und Klöstern situiert waren. Immer noch aber war Bildung ausschließlich Bildung der Eliten, für das Volk war solche nicht vorgesehen – und ökonomisch auch nicht nötig.

Das Entstehen von Manufakturen und ersten Industrien brachte das erste Mal die Notwendigkeit mit sich, auch den unterdrückten Klassen Basiskenntnisse in Lesen, Schreiben und Rechnen zu vermitteln, was eine Verpflichtung zum Schulbesuch für alle erforderlich machte. Dies führte in allen Staaten, deren Gesellschaftsform sich vom Feudalismus zum Frühkapitalismus wandelte, zu gespaltenen Schulsystemen: Basisbildung für das Volk, erweiterte Bildung für die herrschende Klasse und für die, deren Aufgabe es sein sollte, die Herrschaftsverhältnisse zu stützen und zu sichern.

Die – ökonomisch notwendig gewordene – Verbreiterung des Zugangs zu Wissen war für die Eliten allerdings immer ein zweiseitiges Schwert; einerseits erforderlich, um die Wirtschaft weiter zu entwickeln, andererseits gefährlich, weil mehr Bildung auch zu mehr Einsicht in die Ungerechtigkeit der Klassengesellschaft und vor allem zu mehr Weitsicht bezüglich der Möglichkeiten, diese zu verändern, erlaubte. Folgerichtig entwickelten sich, unter aktiver Beteiligung der unterprivilegierten Schichten, nun neben den Bibliotheken der Elite sogenannte Volksbüchereien. In stärker demokratischen Gesellschaften wie in England, den Niederlanden und den skandinavischen Staaten wurden daraus die „Public Libraries“, die durchaus auch Funktionen von wissenschaftlichen Bibliotheken übernahmen, in den meisten Fällen durch Gesetze geregelt und abgesichert. In Österreich und Deutschland hingegen besteht die organisatorische Trennung zwischen „öffentlichen“ oder „Volks“büchereien und wissenschaftlichen Bibliotheken bis jetzt.

Zugang zu Wissen, Information und Werken der Kunst

Wie ist die Situation heute? Die Freiheit, sich „über Medien jeder Art und ohne Rücksicht auf Grenzen Informationen und Gedankengut zu suchen, zu empfangen und zu verbreiten“ ist zum Grundrecht geworden (Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, Art. 19) und hat in die verfassungsrechtlichen Bestimmungen vieler Staaten Eingang gefunden.

De jure sind alle von der öffentlichen Hand geführten Bibliotheken für alle frei zugänglich, de facto haben sich aber die alten Verhältnisse tradiert; Nationalbibliothek und Universitätsbibliotheken werden nach wie vor von Personen mit niedrigen formalen

Bildungsabschlüssen wenig frequentiert, obwohl der Begriff des „lebenslangen“ Lernens mittlerweile Allgemeingut geworden ist. Das wahre Problem des freien und ungehinderten Zugangs zu – mittlerweile vor allem digital verfügbaren – Informationen, Wissen und künstlerischen Werken liegt aber nicht mehr in staatlicher Beschränkung, sondern vielmehr in der Politik der zunehmend als Monopole organisierten Verlage.

Während Bibliotheken im Zeitalter der physischen Medien Eigentum an Büchern, Zeitschriften, DVDs und CDs erwerben und diese auf Grund gesetzlicher Regelungen frei zur Verfügung stellen und verleihen konnten, können sie bei elektronischen Medien über privatrechtliche Verträge mit den Verlagen nur mehr Nutzungslizenzen erstehen. Auf diese Weise erhalten die Verlage nicht nur Einfluss auf die Bestandspolitik der Bibliotheken (denn sie können solche Lizenzen auch ohne Begründung verweigern), sondern auch auf die Verleihbedingungen. So dürfen z.B. ganz viele E-Medien nur in den Räumen der Bibliothek und nur an speziellen, ausschließlich das Lesen – nicht aber das Kopieren – ermöglichenden Bildschirmen eingesehen werden.

Als Gegenbewegung entstand im wissenschaftlichen Publikationswesen vor etwa 25 Jahren die Open-Access-Bewegung. Im Bereich der elektronischen Literaturmedien läuft erst jetzt eine Kampagne (The right to e-read) an, die erreichen soll, dass auch für E-Books die früheren Verleihbedingungen gelten sollen. Auf alle Fälle führt sowohl für die Öffentlichkeit als auch für die Bibliotheken kein Weg daran vorbei, sich mit urheberrechtlichen Bestimmungen, also mit den für das sogenannte „geistige Eigentum“ geltenden Regeln völlig neu auseinanderzusetzen.

Bibliotheken und Archive waren schon immer jene Institutionen, in denen Informationen, Wissen, literarische und andere künstlerische Werke gesammelt, geordnet, systematisiert, aufbereitet und bereitgestellt wurden. Für Bibliotheken – und damit für die Öffentlichkeit als deren Auftraggeberin – ist es daher auch in digitalen Zeiten notwendig, dass

- es eine gesetzlich geregelte flächendeckende Versorgung mit Bibliotheken gibt;
- alle Bibliotheken eines Landes in einem spartenübergreifenden System mit innerer Durchlässigkeit gemeinsam organisiert und weiterentwickelt werden;
- Bibliotheken jene finanziellen Mittel erhalten, die ihnen die Erfüllung ihrer Aufgaben ermöglichen;
- der Zugang zu veröffentlichtem Wissen in jeder Form für alle frei, kostengünstig und auch online von jedem Ort der Welt aus möglich ist;
- auch in privatwirtschaftlich organisierten Betrieben erarbeitetes Wissen öffentlich einsehbar ist;

- Verlagen kein Recht eingeräumt wird, über privatrechtliche Lizenzverträge den Zugang zu für die Öffentlichkeit wichtigen Informationen und Wissen sowie zu literarischen und anderen künstlerischen Werken zu beschränken;
- BibliothekarInnen bestmöglich ausgebildet werden, um diesen Anforderungen in ihrer Arbeit in ordentlichen Beschäftigungsverhältnissen gerecht werden zu können;

denn – wie der Artikel 27/1 der AEMR formuliert – „jeder hat das Recht, am kulturellen Leben der Gemeinschaft frei teilzunehmen, sich an den Künsten zu erfreuen und am wissenschaftlichen Fortschritt und dessen Errungenschaften teilzuhaben.“ Erst wenn dieses Recht auch durch ein von allen strukturellen Einschränkungen befreites durchlässiges Bibliothekswesen, das also allen Bürgerinnen und Bürgern freien Zugriff auf Informationen, Wissen und Werke der Kunst und Literatur ermöglicht, gewährleistet ist, kann man von einer wahrhaft demokratischen Gesellschaft sprechen.

Bibliotheken in Österreich

Das Bibliothekswesen in Österreich ist zerrissen und zersplittert wie kaum ein anderes. Der größte Riss ist der zwischen öffentlichen Büchereien (früher: Volksbüchereien) und (meist ebenfalls öffentlich zugänglichen) wissenschaftlichen Bibliotheken.

Um die öffentlichen Büchereien kümmern sich das Referat 4a der Sektion VI des Bundeskanzleramtes (Kulturförderung) und der Büchereiverband Österreichs (BVÖ) als Dachverband. Im BVÖ arbeiten die sonst unabhängigen Organisationen Österreichisches Bibliothekswerk (der katholischen Kirche) und Büchereiservice des ÖGB mit. Bis zu deren Schließung im Jahr 2003 gab es noch die Förderungsstellen des Bundes für Erwachsenenbildung, nachgeordnete Stellen des Unterrichtsministeriums, die mit den ihnen zugeordneten Büchereistellen samt Wanderbücherei die kleinen Büchereien in ihrem Bundesland berieten und aktuelle Buchpakete zur Verfügung stellten. Die Kirche hat ihre diözesanen Büchereistellen allerdings behalten und übt über diese einen erheblichen Einfluss auf die Pfarrbüchereien und damit auf das öffentliche Büchereiwesen insgesamt aus.

Die – hauptsächlich (über 80%) von ehrenamtlichen Kräften geführten – öffentlichen Büchereien werden von verschiedenen Trägern eingerichtet und erhalten etwa 42% von Gemeinden, knapp 17% von der Kirche, etwas mehr als 4% von ÖGB oder AK, fast 30% durch Kooperation der obigen (meist Kirche und Gemeinde), der Rest in anderer Organisationsform.¹

¹ Statistik 2012 des BVÖ, abgerufen 27.07.2014

Für die wissenschaftlichen Bibliotheken sind die Zuständigkeiten ebenfalls sehr zersplittert. Die Nationalbibliothek ist seit dem Jahr 2002 gemeinsam mit sieben Bundesmuseen aus der unmittelbaren Bundesverwaltung ausgegliedert und eine vollrechtsfähige „wissenschaftliche Anstalt öffentlichen Rechts des Bundes“ geworden. Die Universitätsbibliotheken wurden mit Inkrafttreten des UG 2002 am 1. Jänner 2004 den Rektoraten untergeordnet und sind nicht mehr eigenständig. Landesbibliotheken sind meist mit eigenen Landesgesetzen geregelt oder wurden überhaupt mit den Landesarchiven verschmolzen. Für Bibliotheken an Fachhochschulen und Pädagogischen Hochschulen fehlen Regeln überhaupt. Es gibt also eine Vielzahl von Bestimmungen, so dass von einer einheitlichen wissenschaftlichen Bibliothekslandschaft nicht gesprochen werden kann.

Und dann gibt es noch die Schulbibliotheken, für die es ebenfalls verschiedene Zuständigkeiten gibt. Für die Bibliotheken an Pflichtschulen sind die Gemeinden als Schulerhalter verantwortlich, jene an weiterführenden Schulen unterliegen den Vorschriften des Unterrichtsministeriums, wobei hier noch einmal zwischen AHS und BMHS unterschieden wird.

KRIBIBI

Der Arbeitskreis kritischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (KRIBIBI | www.kribibi.at) ist die einzige bibliothekarische Organisation in Österreich, die das gesamte Bibliothekswesen im Auge hat. Der Büchereiverband (BVÖ) vertritt als Dachverband der öffentlichen Büchereien ausschließlich deren Interessen, dem Personenverband Vereinigung österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VÖB) gehören – bis auf ganz wenige Ausnahmen – nur MitarbeiterInnen aus wissenschaftlichen Bibliotheken an.

Gibt man im Leitmedium der heutigen Zeit für Wissenshungrige (= Google) die Wortgruppe „öffentliche Büchereien und wissenschaftliche Bibliotheken gemeinsam“ (mit Anführungszeichen) ein, erhält man 16 Treffer. Sie beziehen sich ausschließlich auf Texte oder Aktivitäten des Arbeitskreises kritischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (KRIBIBI)². Diese singuläre Stellung kann zweierlei bedeuten: Entweder sitzt KRIBIBI einer Fehleinschätzung auf und niemand sonst ist an Gemeinsamkeit interessiert, oder wir sind unserer Zeit voraus. Faktum ist aber: Die Aufgaben öffentlicher Büchereien und wissenschaftlicher Bibliotheken nähern sich einander zunehmend an. Öffentliche Büchereien sind nicht mehr die nicht-kommerzielle Variante der Leihbüchereien des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts für sozial Schwache mit niedrigen formalen Bildungsab-

² aufgerufen 27.07.2014

schließen, sondern haben ihre Sach- und Fachbuchbestände kontinuierlich auf- und ausgebaut, sodass sie heute z.B. auch für Studierende interessant sind. Wissenschaftliche Bibliotheken haben erkannt, dass ihre überwiegende Mehrheit ebenfalls von der öffentlichen Hand unterhalten wird, und ihre Pforten auch für Nicht-WissenschaftlerInnen geöffnet.

Warum sollte einer Annäherung der Aufgaben nicht auch eine solche der Institutionen folgen? So genuin KRIBIBI ist diese Vorstellung ohnehin nicht. Die Bücherhallenbewegung hat solche Ziele bereits am Ende des 19. Jahrhunderts vorweggenommen. Die 1898 in diesem Sinn gegründete Städtische Volksbibliothek und Lesehalle Charlottenburg „verfolgte als erste Bücherhalle den konzeptionellen Gedanken der Einheitsbücherei. Dahinter stand die Zusammenfassung der bestehenden wissenschaftlichen Bibliotheken und Volksbibliotheken.“ Zielgruppe waren also nicht mehr die bis dahin von den Volksbibliotheken bedienten „unteren“ Schichten, sondern die ganze an Literatur und Wissen interessierte Bevölkerung.³

Die libertären Ziele der Bücherhallenbewegung konnten sich leider nicht durchsetzen. Stattdessen wurde der „hehre“ Status der wissenschaftlichen Bibliotheken gestärkt, und bei den Volksbüchereien hielt der – heute zum Glück überwundene – erzieherische Aspekt, das „Hinauf-Lesen“, Einzug.

KRIBIBI ist nun bei Weitem keine der Bücherhallenbewegung auch nur irgendwie vergleichbare Initiative, sondern eine lose Plattform fortschrittlicher BibliothekarInnen aus allen Bibliothekstypen. Vielleicht aber ist die heutige Zeit reif für ein Zusammenwachsen und Ineinander-Aufgehen der beiden – bzw. der drei (wenn man die Schulbibliotheken hinzunimmt) – Schwesternsysteme.

Entwicklung von KRIBIBI

Die Kultur des Zusammenführen-Wollens wurde KRIBIBI bereits in die Wiege gelegt. Am Beginn stand der Versuch, unter dem Namen Max-Winter-Kreis die Zusammenarbeit fortschrittlicher VerlegerInnen, BuchhändlerInnen und BibliothekarInnen zu begründen. Leider scheiterte diese Idee, und es blieben die – meist in öffentlichen Büchereien arbeitenden – BibliothekarInnen übrig. Dementsprechend waren auch die Themen der zweimal im Jahr stattfindenden Seminare hauptsächlich auf diese Gruppe ausgerichtet, obwohl immer wieder auch KollegInnen aus dem wissenschaftlichen Bereich hereinschauten.

Bereits 1990 setzte sich KRIBIBI mit einem in Klagenfurt/Celovec durchgeführten Seminar zu Fragen des slowenischsprachigen Büchereiwesens in Kärnten für den Erhalt

³ <http://de.wikipedia.org/wiki/Bücherhallenbewegung>

der slowenischen Studienbibliothek ein – eine Mischform aus öffentlicher Bücherei und wissenschaftlicher Bibliothek mit Pflichtexemplarrecht für slowenische Medien, am ehesten dem anglo-amerikanischen Modell der Public Library vergleichbar. Die Studienbibliothek war durch einen Regierungswechsel in Slowenien und in Folge geringerer Subventionen in Existenznot geraten, da weder Österreich noch das Bundesland Kärnten bereit waren, die Bibliothek in dieser schwierigen Situation zu unterstützen. KRIBIBI-Vertreter betrieben erfolgreiche Lobbyarbeit und konnten dazu beitragen, dass das Unterrichtsministerium und in späterer Folge auch das Wissenschaftsministerium mit regelmäßigen Förderungen die weitere Existenz der slowenischen Studienbibliothek sicherten.

Ab 1992 standen Reformen der bibliothekarischen Ausbildung immer wieder im Zentrum der zweimal jährlich abgehaltenen Wochenendseminare. Gedacht wurde hierbei hauptsächlich an eine Fachhochschulausbildung, da es ja in Österreich keinen Lehrstuhl für Bibliothekswissenschaft gab (und immer noch nicht gibt) und die Errichtung eines solchen realistischweise auch nicht erhofft werden durfte. Die Ausbildung an einem Fachhochschulstudiengang hätte auch den Spagat zwischen wissenschaftlicher Fundierung (Voraussetzung für eine Anerkennung durch wissenschaftliche Bibliotheken) und berufspraktischem Training am besten erfüllen können.

Aus den Ergebnissen des März-Seminars 1992 wurden „Vorschläge zur Reform der Ausbildung von Bibliothekaren [sic!] an öffentlichen Büchereien“ erarbeitet – zu tief war KRIBIBI noch seinen Wurzeln als Arbeitskreis für öffentliche BibliothekarInnen verbunden. Im Inneren des Konzepts mit dem programmatischen Untertitel „Für die Schaffung einer Fachhochschule für Informationsberufe“ wurde eine solche Ausbildungsstätte aber durchaus für „Bibliothekare wissenschaftlicher Bibliotheken, öffentlicher Büchereien und Dokumentare“ gefordert. In einem Interview für den „Standard“ im März 1994 bekräftigte Heimo Gruber diese Forderung nach einer gemeinsamen Ausbildung schon mit sehr viel größerem spartenübergreifenden Selbstbewusstsein.

Damit zeichnete sich der weitere Weg von KRIBIBI hin zu einer Organisation, die das gesamte Bibliothekswesen und auch Archive und Dokumentationsstellen in ihr Blickfeld rückte, deutlich ab. Erster Beweis und Erfolg der neuen Linie war die Herbsttagung 1994, die erstmals auch VertreterInnen aus wissenschaftlichen Bibliotheken, aus dem Dokumentationsbereich und aus dem Wissenschaftsministerium zu einer Diskussion über Ausbildungsfragen zusammenbrachte mit dem Ziel, „in Zukunft mehrere verwandte Berufsgruppen unter dem organisatorischen Dach einer Fachhochschule für Informationsberufe zu versammeln“. Viele Ideen, aber auch zahlreiche Vorbehalte wurden diskutiert. Nachhaltigstes Ergebnis war der Vorschlag von Maria Hirsch von den Wiener Städtischen Büchereien, einen Verein als Vehikel für die weiteren Bemühungen um eine neue Ausbildungsform zu gründen.

Am 10. Mai 1995 fand die Gründungsversammlung des „Verein(s) zur Förderung der Errichtung einer Fachhochschule für Informationsberufe (FIB)“ statt, an der sich neben den bereits erwähnten Berufsgruppen auch der Generaldirektor des österreichischen Staatsarchivs Dr. Lorenz Mikoletzky beteiligte. Einziges Ziel des Vereins war, „eine gemeinsame, EU-Richtlinien entsprechende Berufsausbildung zu gewährleisten“. Die Arbeit dieses von Nikolaus Hamann von den Wiener Büchereien geleiteten Vereins hatte sicher Anteil an der Entscheidung, 1997 einen solchen Studiengang in Eisenstadt einzurichten. Sein Verdienst war aber auch, erstmals in Österreich eine institutionalisierte Zusammenarbeit zwischen den Berufsgruppen des Informationsbereiches geschaffen zu haben.

Inhaltliche Fortsetzung des Herbstseminars 1994, diesmal aber unter ganz starker gemischter Beteiligung war die Tagung im November 1995 unter dem prägnanten Titel „Der eine wartet, dass die Zeit sich wandelt, der andere packt sie kräftig an und handelt“ (Dante Alighieri). Diskutiert wurden Fragen des zukünftigen Standorts, die notwendigen Inhalte und die Chancen auf Realisierung des Fachhochschulstudienganges. Spätestens mit diesem Wochenendseminar war KRIBIBI endgültig als für das ganze Bibliothekswesen und darüber hinaus arbeitende Gruppe anerkannt, was sich u.a. darin äußerte, dass an allen weiteren Treffen immer auch KollegInnen aus wissenschaftlichen und Schulbibliotheken teilnahmen, selbst wenn das Thema wieder einmal mehr auf öffentliche Büchereien ausgerichtet war.

Der Beginn der 2000er Jahre war gekennzeichnet von einigen groß gefeierten Eröffnungen von Bibliotheken (Hauptbücherei in Wien, „Wissensturm“ in Linz, bevorstehende Eröffnung der neuen Stadtbibliothek in Salzburg), gleichzeitig aber durch eine sehr viel größere Zahl an Schließungen wichtiger Einrichtungen im öffentlichen wie wissenschaftlichen Bibliotheksbereich. Um darauf aufmerksam zu machen, organisierte KRIBIBI 2004 gemeinsam mit Dr. Madeleine Wolensky von der Wiener AK-Bibliothek eine von Peter Huemer geleitete Podiumsdiskussion unter dem Titel „kalt/warm – Bibliotheken zwischen spektakulären Eröffnungen und unbemerkten Schließungen“, zu der auch Finanzminister a.D. Ferdinand Lacina einen Beitrag lieferte und die Forderung nach einer Lobby für Bibliotheken in den Raum stellte.

Diese Anregung nahm KRIBIBI zum Anlass und widmete sein Herbstseminar 2005 dem Thema „Öffentliche Büchereien und wissenschaftliche Bibliotheken in Österreich – Netzwerk als Ziel“. An der einführenden Podiumsdiskussion beteiligten sich Johanna Rachinger (ÖNB), Maria Seissl (UB Wien), Alfred Pfoser (BVÖ) und Klaus-Peter Böttger (Stadtbibliothek Mühlheim an der Ruhr). Moderator war Harald Weigel, Präsident der VÖB. Dabei wurden einige Themen angeschnitten, die mittlerweile verwirklicht wurden, wie die gemeinsame Lehrlingsausbildung, aber auch gemeinsame Kongresse von VÖB und BVÖ. Andere angedachte Vorhaben aber harren immer noch der Verwirkli-

chung: ein gemeinsamer Leseausweis für alle Bibliotheken und Büchereien (zumindest einmal in einer Region), eine Zusammenführung der Kataloge von ÖB und WB, ein gemeinsames digitales Bibliotheksportal sowie ein einheitliches Bibliothekslogo und der Ausbau der Fernleihe auch zwischen öffentlichen und wissenschaftlichen Bibliotheken.

2006 arbeiteten KRIBIBI-Vertreter gemeinsam mit Kollegen aus wissenschaftlichen Bibliotheken und der für diese zuständigen Abteilungsleiterin im Wissenschaftsministerium Dr. Edith Stumpf-Fischer an der „Bibliotheksinitiative Österreich“ mit, dem Bibliotheksprogramm der SPÖ (bis heute das einzige derartige Papier zur Bibliothekspolitik). Die in diesem Programm vorgeschlagenen Maßnahmen sind nach wie vor höchst aktuell und haben auch in den aktuellen Zielen von KRIBIBI ihren Niederschlag gefunden:

- ein gemeinsames Bibliotheksentwicklungskonzept
- ein Institut für Forschung – Entwicklung – Beratung der Bibliotheken
- ein alle Sparten umfassendes Bibliothekengesetz

Auch die Tagung im Mai 2007 mit dem Titel „Digital Divide und Bibliotheken“ hinterfragte eine höchst bedenkliche Entwicklung des gesamten Bibliothekswesens, nämlich den durch die Digitalisierung gefährdeten gleichen Zugang zu Information und Wissen (der auch schon in vor-elektronischen Zeiten nicht befriedigend gelöst war). Tenor der Veranstaltung war, dass Bibliotheken jeglicher Art, aber auch Archive und Dokumentationseinrichtungen einen wichtigen Gegenentwurf zur immer weiter zunehmenden Kommodifizierung von Information und Wissen, aber auch Werken der Kultur bildeten, ihre Rolle und Bedeutung im Zeitalter der Digitalisierung daher nicht ab-, sondern zunähme.

Gleich im Folgeseminar im November 2007 diskutierten die TeilnehmerInnen mit führenden VertreterInnen verschiedener Bibliothekstypen, BibliotheksfunktionärInnen und Bildungs- bzw. WissenschaftspolitikerInnen „politische Perspektiven des Bibliothekswesens“. Es verwundert nicht, dass die Befunde den Ergebnissen früherer Gespräche ähnelten: Der Mangel an finanzieller Unterstützung wurde beklagt, mehr Zusammenarbeit, stärkere Vernetzung und engere Verbünde angemahnt, die ultima ratio – ein einheitliches Bibliothekengesetz – einmal mehr gefordert.

Diese Forderung nach einer gemeinsamen gesetzlichen Regelung des gesamten Bibliothekswesens stand auch im Mittelpunkt eines „Offenen Briefes an die Abgeordneten zum österreichischen Nationalrat“, den KRIBIBI im Juni 2012 anlässlich einer Aussprache im Kulturausschuss des Parlaments über das öffentliche Büchereiwesen ausschickte; eine Aussprache, die leider wieder einmal die Chance am Wegrand liegen ließ, sich über alle Bibliotheken auszutauschen. KRIBIBI schrieb: „Sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete, wir als VertreterInnen des Arbeitskreises KRIBIBI ersuchen Sie eindring-

lich, sich für eine große Lösung der Probleme des österreichischen Bibliothekswesens einzusetzen und allen kleinformatischen Reparaturversuchen eine Absage zu erteilen.“

Zur inhaltlichen Unterstützung dieser Aufforderung formulierte KRIBIBI auf seiner Webseite www.kribibi.at die langfristigen Ziele für das österreichische Bibliothekswesen noch einmal detailliert aus:

- Ein Bibliotheksentwicklungskonzept, in dem der gesellschaftliche Auftrag an das österreichische Bibliothekswesen formuliert wird
- Zusammenführung der derzeit getrennten Schwestern wissenschaftliche Bibliotheken, öffentliche Büchereien und Schulbibliotheken zu einem gemeinsamen österreichischen Bibliothekswesen
- Ein alle Bibliothekstypen – einschließlich der Schulbüchereien – umfassendes Bibliothekengesetz nach internationalen Best-Practice-Beispielen
- Eine Verpflichtung der österreichischen Kommunen durch dieses Gesetz, öffentliche Büchereien einzurichten, mit angestellten BibliothekarInnen zu führen und zu erhalten
- Ein zentrales Institut für das gesamte Bibliothekswesen für Forschung, Entwicklung und Beratung der Bibliotheken als Instrument der strategischen Planung und organisatorischen Entwicklung
- Integration des Bibliothekswesens als größte außerschulische Bildungseinrichtung in alle bildungspolitischen Entscheidungen

Auch in anderen (Seminar-)Zusammenhängen versuchte KRIBIBI immer wieder, Teilbereiche in das Bibliothekswesen zu integrieren. So befassten wir uns bei zwei Seminaren mit Frauen als Kolleginnen und Leserinnen, dreimal mit den speziellen Arbeitsbedingungen von ehrenamtlich bzw. prekär beschäftigten BibliothekarInnen, je einmal mit der Rolle und den Problemen von Betriebsbüchereien und von Schulbibliotheken. Wir beschäftigten uns mit Bibliotheks- und Kulturmarketing sowie mit Bibliotheksmanagement und Sponsoring. AutorInnen, Verlage und BuchhändlerInnen standen ebenso im Mittelpunkt wie Fragen der Kinder- und Jugendliteratur, Leseverhalten, Lesedidaktik und literarischer Sozialisation. Hinsichtlich der Probleme, die das veraltete UrheberInnenrecht in digitalen Zeiten bereitet, formulierte KRIBIBI Stellungnahmen, gestaltete eine Tagung und nahm an einer parlamentarischen Enquete teil. Politische Fragen wie die Krise des Sozialstaates, Interkulturalität, Neoliberalismus und Globalisierung, Rechtsradikalismus (nicht nur in der Literatur) und allgemeine Ökonomisierung der Bildung waren für KRIBIBI als fortschrittliche politische Gruppe natürlich ein Muss. Aus diesem Grund gab und gibt es auch regelmäßige Kontakte zu PolitikerInnen von SPÖ und Grünen, aber natürlich auch zu den bibliothekarischen Organisationen Büchereiverband Öster-

reichs (BVÖ) und Vereinigung österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VÖB), wo der Schreiber dieses Textes Mitglied im Vorstand sein darf.

Am 20. März 2014 startete KRIBIBI neuerlich eine Initiative und lud VertreterInnen der drei Bibliothekssparten sowie mit Bibliotheksfragen befasster zentraler Stellen zu einem Gedankenaustausch über „Perspektiven des österreichischen Bibliothekswesens“. Nach einer Einführung durch Nikolaus Hamann in die Sichtweise von KRIBIBI diskutierten die TeilnehmerInnen sowohl spezifische Probleme als auch mögliche Lösungen. Das Treffen wurde als so wichtig eingeschätzt, dass eine Fortsetzung in erweiterter Runde beschlossen wurde (die noch vor den Sommerferien 2014 stattfand). Angedacht wurde u.a. eine gemeinsame Publikation, in der die Problemfelder dargestellt und verbesserte Zusammenarbeit entworfen werden soll. KRIBIBI wird sich bemühen, diesen Dialog darüber hinaus zu ersten gemeinsamen konkreten Schritten zu entwickeln und so ein allgemeines Bewusstsein darüber entstehen zu lassen, dass die Zeit für ein einheitliches Bibliothekswesen in Österreich längst gekommen ist. Denn es kann nicht sein, dass Trinidad & Tobago sowie Papua-Neuguinea seit vielen Jahren solche Systeme besitzen, das gerne als kulturelle Großmacht vor die Weltöffentlichkeit tretende Österreich jedoch meilenweit davon entfernt ist.

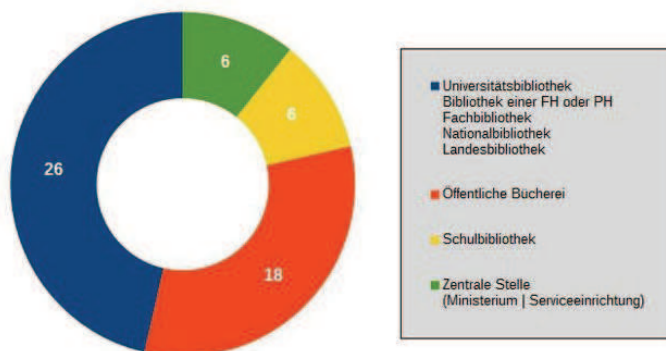
Das „Paradies“, das sich Jorge Luis Borges „als eine Art Bibliothek“ vorgestellt hat, kann – auf irdische Verhältnisse umgelegt – nur ein einheitliches Bibliothekswesen sein, das jeder und jedem mit *einem* Entlehnausweis Zutritt zu allen Bibliotheken und Zugriff auf deren reale wie virtuelle Bestände erlaubt.

Anhang

Um abzuklären, ob die Vorstellungen von KRIBIBI bei führenden bzw. besonders aktiven VertreterInnen der verschiedenen Bibliothekssparten auf positive Resonanz stoßen, hat KRIBIBI im April 2014 eine kleine – daher nicht repräsentative – Umfrage gestartet. Ausgesendet wurden 172 Fragebögen, von denen 56 retourniert wurden, was einem Rücklauf von 32,6% entspricht. Die Antworten lassen durchaus den Schluss zu, dass es im Bibliothekswesen eine gewisse Offenheit hinsichtlich des Zusammenwachsens aller Bibliothekstypen gibt. Diese offene Haltung zu einer bibliothekspolitischen Initiative weiter zu entwickeln und ihr damit Wirkmächtigkeit zu verschaffen, wird eines der wichtigsten Ziele des Arbeitskreises KRIBIBI sein.

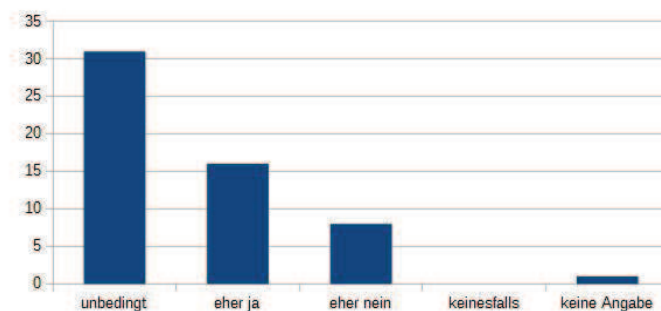
Fragebogen einheitliches Bibliothekswesen – Auswertung

Welchem Bereich ordnen Sie sich zu?

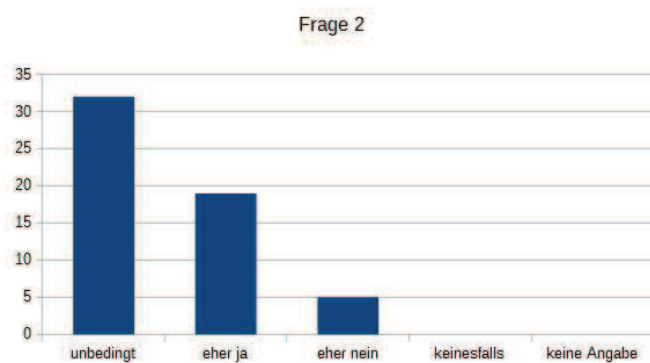


1. Ist ein einheitliches, alle Bibliothekssparten umfassendes Bibliothekswesen ein Wert „an und für sich“?

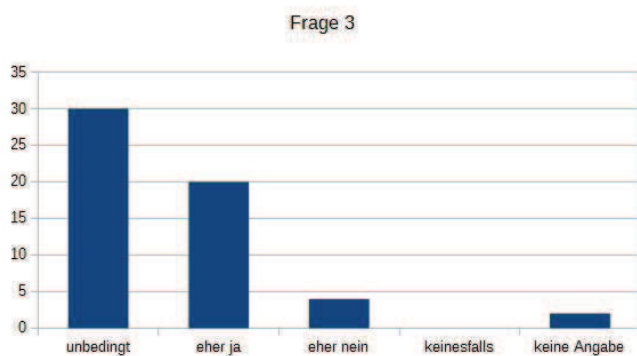
Frage 1



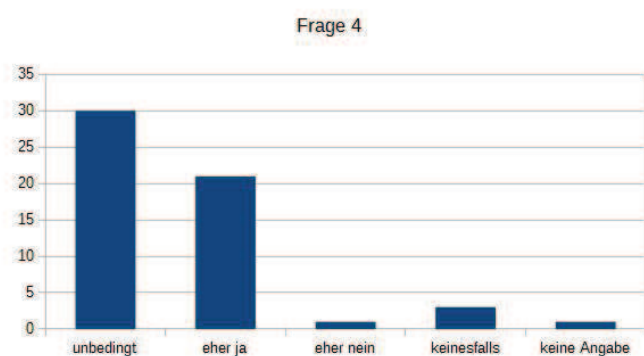
2. Sollten in Österreich Bemühungen unternommen werden, das Bibliothekswesen zu vereinheitlichen?



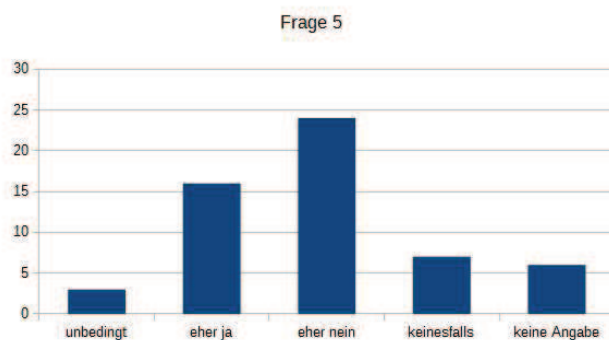
3. Sollte ein das gesamte Bibliothekswesen in den Blick nehmender Bibliotheksentwicklungsplan erarbeitet werden?



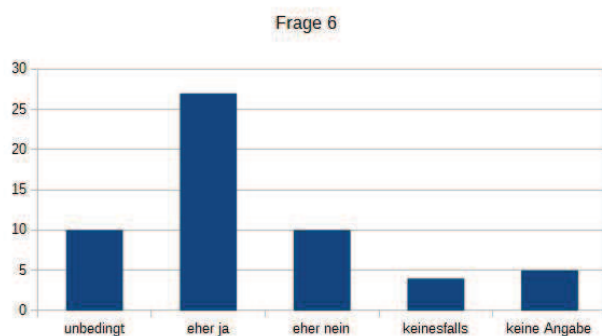
4. Sollte es ein alle Sparten umfassend regelndes Bibliothekengesetz geben?



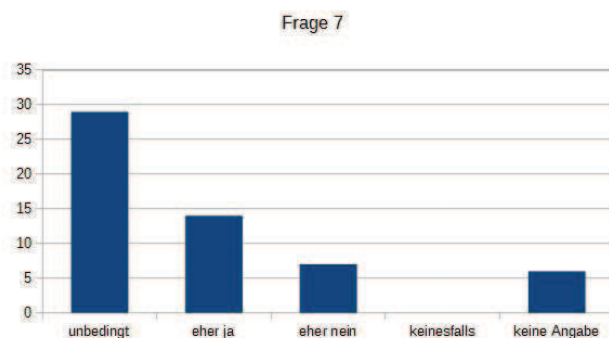
5. Sollte die gegenwärtige Struktur der unterschiedlichen Trägerschaft beibehalten werden? [Erläuterung: Drei verschiedene Ministeriumsstellen für Schulbibliotheken; ÖB von Kommunen, Pfarren, AK/ÖGB, Kooperationen derselben; unterschiedliche Regelungen und Zuständigkeiten für ÖNB, Universitätsbibliotheken, Fachhochschulbibliotheken etc.]



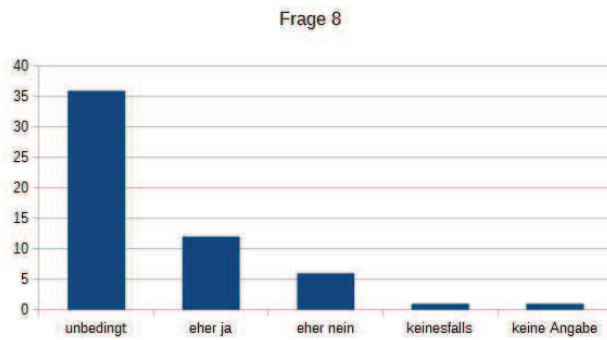
6. Sollten alle Bibliotheken einem gemeinsamen Amt für Bibliotheken unterstellt werden?



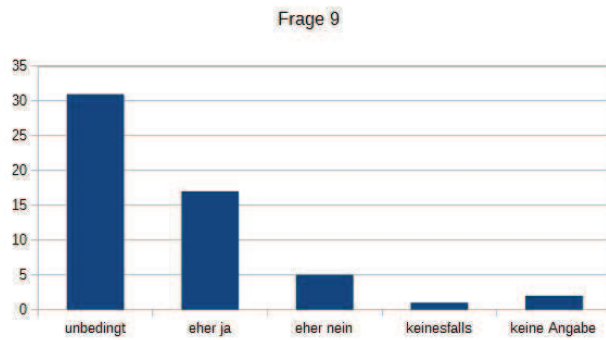
7. Sollte es ein für alle Bibliotheken arbeitendes Institut für Forschung, Entwicklung und Beratung geben?



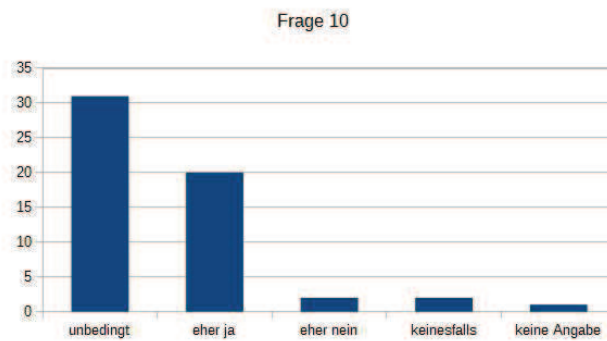
8- Sollte es einen zwischen allen Sparten funktionierenden Fernleihverkehr geben?



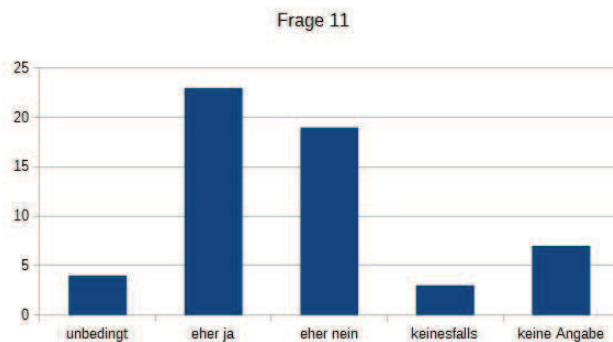
9- Sollte es eine nach einheitlichen Regeln gestaltete Katalogdatenbank für alle Bibliotheken geben?



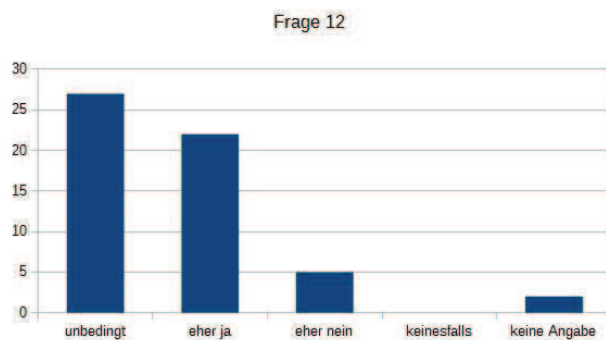
10. Sollte es – wie in Südtirol oder Dänemark – einen zur Nutzung aller Bibliotheken berechtigenden einheitlichen Leseausweis geben?



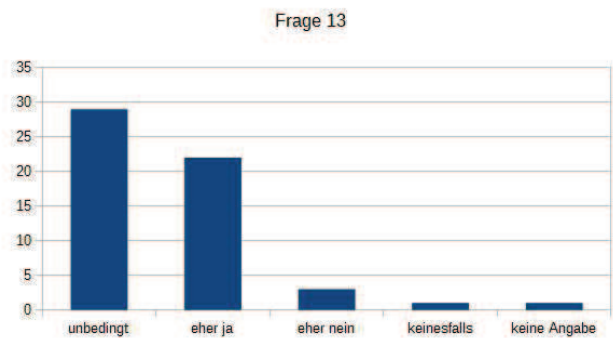
11. Sollte das österreichische Bibliothekswesen – wie in Norwegen – mit Museen und Archiven institutionell zusammengeführt werden?



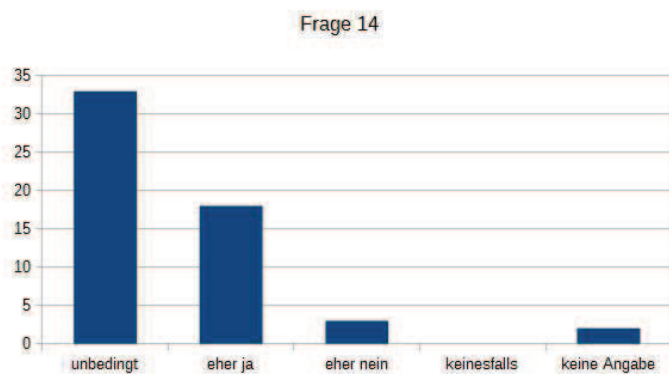
12. Sollten – so wie beim Lehrberuf – Ausbildung und Berufsbild von BibliothekarInnen auch des gehobenen und höheren Dienstes sowie an Schulbibliotheken gesetzlich geregelt werden?



13. Sollte es – statt der derzeitigen, selbst zu bezahlenden Universitätslehrgänge – ein Regelstudium für BibliothekarInnen geben?



14. Sollte deshalb – und insgesamt zur Aufwertung des Berufsbildes und zur Förderung der Informations- und Bibliotheksinfrastruktur – in Österreich ein Lehrstuhl für Informations- und Bibliothekswissenschaft eingerichtet werden?



Birgit Holzner

Open Access und neue Publikationsmodelle im 21. Jahrhundert

Das Publikations- und Bibliothekswesen hat sich in den letzten 20 Jahren durch Internationalisierung und Digitalisierung stark verändert. Wurde bislang der freie Zugang zu wissenschaftlichen Resultaten vor allem durch öffentliche Bibliotheken gewährleistet, hat das Internet diese Situation stark verändert. Open Access bietet einen raschen, kostenlosen und lizenzfreien Zugang zu internationalen Forschungsergebnissen. Im Zuge dieser Bewegung sind viele Universitätsverlage, die Open Access unterstützen, entstanden, viele Open-Access-Zeitschriften werden gegründet. Die „Empfehlungen für die Herausgabe von Open-Access-Zeitschriften an österreichischen Forschungseinrichtungen“ sollen WissenschaftlerInnen sowie MitarbeiterInnen in universitären Serviceeinrichtungen wie Bibliotheken, Verlagen oder wissenschaftlichen Gesellschaften neue Publikationsmodelle aufzeigen.

1. Einleitung

Die Art und Weise, wie wir Informationen konsumieren, erlebt derzeit einen radikalen Wandel. LeserInnen greifen immer öfter zum E-Book, und das wissenschaftliche Publikationswesen hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten durch Internationalisierung, vor allem aber durch die Digitalisierung und das Internet stark verändert. Der Digitaldruck ist mittlerweile nicht mehr nur preislich, sondern auch qualitativ eine Alternative zum Offsetdruck und ermöglicht es, maßgeschneiderte Auflagen zu produzieren. Und die Open-Access-Idee steht für einen lizenzfreien, kostenlosen und schnellen Zugang zu internationalen Forschungsergebnissen.

Wurde dieser freie Zugang zu wissenschaftlichen Resultaten bisher durch öffentliche Bibliotheken gewährleistet, hat sich diese Situation vor allem durch das Internet vollkommen geändert. Die Bibliotheken, über Jahrhunderte hinweg Orte der Wissensspeicherung, in denen sich Veränderungen nur sachte vollzogen, verlieren mit der fortschreitenden Digitalisierung zunehmend die Funktion als Sammlerinnen und Bestandswahrerinnen von gedruckten Büchern. Vielmehr übernehmen sie die Funktion der aktiven Informationsvermittlung und sind seit dem Ende des Mittelalters, als in Klöstern Handschriften angefertigt wurden, erstmals wieder direkt am Produktionsprozess beteiligt. Der Zugang zu Informationen löst den Erhalt eines physischen Bestands zunehmend als Hauptgeschäftsfeld ab.

Neben dem Management der kommerziellen elektronischen Zeitschriften, die vielfach nur noch in Paketen lizenziert werden können, dafür aber als digitaler Volltext abrufbar sind, gewinnt auch die Speicherung von Hochschulschriften und anderen Publikationen der Universität an Bedeutung. Die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol hat auf diese Entwicklung mit der Einrichtung eines institutionellen Repositoriums, der „Visual Libra-

ry“ reagiert. Dieser Hochschulschriftenserver kann nicht nur für Preprints, sondern im Sinne des Open-Science-Gedankens auch für Rohdaten genutzt werden. Solche Primärdaten, wie Messreihen oder Befragungsergebnisse, wurden in traditionellen Publikationsverfahren aus Darstellungs- oder Platzgründen oft ausgespart.

2. Open Access

Unter dem Namen Open Access formiert sich in den 1990er Jahren und vor dem Hintergrund der Bibliothekenkrise eine Bewegung, die sich für den freien Zugang zu wissenschaftlichen Publikationen einsetzt. Aufgrund der vielfach neu erworbenen Monopolstellung von Verlagen steigen die Preise für Abonnements von Science-Technology-Medicine-Zeitschriften massiv. Gleichzeitig stagnieren die Budgets der Bibliotheken. Die daraus resultierenden starken Einschränkungen des Angebots an Publikationen, die an Universitäten und Forschungseinrichtungen verfügbar sind, führen zu einem Aufbegehren der betroffenen ForscherInnen.

Weiter angefacht wird die Diskussion durch die Rollenverteilung zwischen ForscherInnen, BibliothekarInnen und Verlagen. Die Bibliotheken, die für die mediale Versorgung der Universitäten verantwortlich sind, sollen trotz steigender Preise, fixierter Publikationsbündel und gleichbleibender Budgets nach den Präferenzen der WissenschaftlerInnen entscheiden. Open Access verspricht die Bibliotheksbudgets zu entlasten, da für Publikationen, die in diesem Modell erscheinen, keine Zugangsgebühren anfallen.

Die Gründung der Budapest Open Access Initiative (BOAI) erfolgt 2001 als Reaktion auf diese Überlegungen und markiert den Startpunkt der Open-Access-Bewegung. Im Oktober 2003 wird als Reaktion auf die BOAI sowie das Bethesda Statement on Open Access Publishing die Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen formuliert. Die darin formulierten Ziele gelten bis heute als Grundsatz der Open-Access-Bewegung.

Fast 500 Hochschulen, darunter auch die Universität Innsbruck, haben die Berliner Erklärung bis heute unterzeichnet und eine entsprechende Open-Access-Richtlinie ausgearbeitet, die den eigenen WissenschaftlerInnen die Publikation im Open-Access-Modell empfiehlt. Gleichzeitig entstehen, um die Open-Access-Publikation von Artikeln zu ermöglichen und zu fördern, Plattformen wie die BioMed Central (BMC) oder die Public Library of Science (PLOS). Diese Plattformen haben es teilweise innerhalb weniger Jahre geschafft, hohe Impactfaktoren zu erreichen und sind daher heute eine ernsthafte Konkurrenz zu den lange etablierten großen Zeitschriften.

Seit 2003 werden, teils auch auf Druck von Fördergebern und Forschungseinrichtungen, immer mehr Artikel im Open-Access-Modell veröffentlicht. Die britische Regierung hat sich dazu bekannt, dass ab 2014 alle mit öffentlichen Mitteln geförderten Publikationen

ab der Veröffentlichung allgemein kostenlos zugänglich sein sollen und reserviert dafür umfangreiche finanzielle Mittel im Wissenschaftsetat. Großbritannien sieht die derzeitige Situation als eine Übergangsphase und geht, so wie auch die EU Kommission, davon aus, dass Open Access in 10 bis 15 Jahren das vorherrschende Publikationsmodell sein wird.

Es gibt zwei Arten, auf denen die Open-Access-Veröffentlichung einer Publikation erfolgen kann. Dabei wird zwischen der Veröffentlichung in Open-Access-Publikationen (Goldener Weg) und der Selbstarchivierung in Repositorien (Grüner Weg) unterschieden.

Beim Goldenen Weg werden die Kosten für Publikation und Peer Reviews über Article Processing Charges (APC), die sich auf bis zu 5000 Euro belaufen, finanziert. Bei der Hybridvariante dieses Modells zahlen die AutorInnen die Article Processing Charges, um ihre Publikation vor Ablauf einer Sperrfrist auch für Nicht-Abonnenten zugänglich zu machen. Durch diese Vorgangsweise erfolgt eine Verlagerung der finanziellen Belastung von den AbonnentInnen der Zeitschriften zu den AutorInnen der Artikel. Die Finanzierung der Article Processing Charges erfolgt dabei in den meisten Fällen durch die Institutionen bzw. Fördergeber.

Hauptkritikpunkt am Goldenen Weg ist der Umstand, dass Gelder, die für die Forschung vorgesehen sind, für die Publikation der Forschungsergebnisse verwendet werden, was bislang freilich auch schon der Fall war. Schätzungen gehen teilweise davon aus, dass rund 1-2 Prozent aller Fördermittel mittelfristig in solche Publikationsbeiträge fließen werden.

Beim Grünen Weg, der auch als Selbst-Archivierung bezeichnet wird, werden Publikationen und Artikel durch die AutorInnen in institutionellen oder fachspezifischen Repositorien, beispielsweise dem von der Cornell University Library betriebenen arXiv-Server für Papers aus dem Bereich der Physik, abgelegt und stehen so einer breiten Öffentlichkeit sofort zur Verfügung. Im Normalfall wird entweder ein Preprint oder ein Postprint, das bereits ein peer-review-Verfahren durchlaufen hat, archiviert. Verlage mit einer Green Open Access Policy erlauben grundsätzlich die Selbst-Archivierung durch die AutorInnen.

Da die Selbst-Archivierung oft mit den Interessen kommerzieller Verlage kollidiert, versuchen Hochschulen und Forschungseinrichtungen in ihren Open-Access-Richtlinien eine Grundlage dafür zu schaffen. Aufgrund des Einflusses einiger großer Verlage ist darin allerdings meist eine Opt-Out-Klausel enthalten. Auch Initiativen in der Gesetzgebung, wie zum Beispiel das Anfang 2014 in Deutschland in Kraft getretene Zweitveröffentlichungsrecht, fassen vielfach zu kurz oder erweisen sich im Detail als problema-

tisch. So ist in den meisten Fällen eine anfängliche Sperrfrist von 12 Monaten vorgesehen, zu lange, um einen Zugriff auf aktuelle Forschungsergebnisse zu sichern.

Gleichzeitig ergeben sich durch den Umstieg auf elektronische Publikationskanäle massive Einschränkungen bei den Nutzungsrechten, und der Rückkauf dieser Rechte kann für die Universitäten sehr kostenintensiv sein. Vor allem renommierte ForscherInnen überlassen daher immer seltener das Copyright an ihren Publikationen kommerziellen Verlagen und stellen ihre Artikel als Preprints frei zugänglich online. Bei den NachwuchswissenschaftlerInnen stellt sich die Situation anders dar: Bei ihnen zählen vielfach noch die Reputation und die Impactpunkte von Fachverlagen, oder sie wollen aus Gründen des wissenschaftlichen Wettbewerbs ihre Forschungsergebnisse schützen.

Intensive Aufklärung darüber, dass Open Access keinesfalls bedeutet, das Urheberrecht an Forschungsergebnissen oder einer Publikation abzugeben (was juristisch gesehen gar nicht möglich ist), sondern nur den Zugang zu bereits publizierten Ergebnissen für alle Menschen zu erleichtern, ist also überaus wichtig. Ziel muss es sein, Open Access, besser noch Open Science als die beste, weil nachhaltigste Form der wissenschaftlichen (Zusammen-)Arbeit in den Köpfen der WissenschaftlerInnen zu verankern.

Vieles spricht dafür, die Rechte an wissenschaftlichen Publikationen – und nur von diesen ist hier die Rede – der community als Ganzes zuzuschreiben. Einerseits ist ohne Publikation Wissenschaft nicht möglich, andererseits werden wissenschaftliche Publikationen weniger denn je alleine im stillen Kämmerlein verfasst. Umfangreiche geisteswissenschaftliche Monographien mögen noch auf diese Art und Weise zustande kommen, doch zumindest in den Naturwissenschaften ist eine Publikation meist das Ergebnis der Arbeit eines Teams von Wissenschaftlern und auch von Nicht-Wissenschaftlern. Fünf und mehr Autoren eines Aufsatzes von wenigen Seiten – darunter Wissenschaftler und technische Mitarbeiter – sind gerade in den labororientierten Disziplinen keine Seltenheit. Bezieht man die referenzierte Literatur und die Fachdiskussion im Vorfeld einer Publikation ein, so wird deutlich, wie wenig sinnvoll und möglich es ist, die Inhalte solch einer Publikation im Sinne geistigen Eigentums einer Person zuzuordnen.

Open access ermöglicht dagegen den Zugriff der gesamten scientific community auf die wissenschaftliche Kommunikation und ihre Ergebnisse. Hierzu ist es weder erforderlich, den Urheberschutz in toto für obsolet zu erklären noch die prekäre Haushaltslage der Bibliotheken heranzuziehen. Open Access entspricht dem Wesen der Wissenschaft vor dem Hintergrund der technischen Möglichkeiten des 21. Jahrhunderts und löst zugleich das für die Zeitschriftenkrise wesentlich verantwortliche Allmende-Problem des Bibliotheksetats. Dies schließt die Beteiligung von Verlagen am Produktionsprozess ebenso wenig aus wie die Beteiligung der Bibliotheken an der Erschließung und Verbreitung von Informationen. (Brintzinger 2010, S. 345f.)

Die Verbreitung von Open Access hängt auch stark davon ab, welche wissenschaftliche Disziplin untersucht wird: In den naturwissenschaftlichen Fächern, vor allem den Life-Sciences, ist Open Access aufgrund der kürzeren Halbwertszeit der Forschungsergebnisse seit Jahren Usus: Wer nicht schnell publiziert, muss damit rechnen, dass ihm jemand zuvorkommt oder die Ergebnisse bereits überholt sind. JuristInnen reagieren hier wesentlich verhaltener, unter anderem wohl auch deshalb, weil Publikationen bisher finanziell honoriert wurden. In der Regel sind finanzielle Vergütungen für wissenschaftliche Publikationen jedoch unüblich. Anders in den Künsten, z.B. der Literatur, wo die AutorInnen auf eine Vergütung angewiesen sind, um für ihren Lebensunterhalt aufzukommen.

Der freie Zugang zu wissenschaftlichen Resultaten bietet für alle Beteiligten Vorteile: Ein freier Zugang erhöht die internationale Sichtbarkeit der Publikationen in der Scientific Community und erleichtert den Transfer der wissenschaftlichen Erkenntnisse in die Gesellschaft. Durch die offene Bereitstellung des elektronischen Volltextes im Internet werden außerdem Mehrwerte wie Indizierung, Verlinkung mit anderen Quellen, Einbindung multimedialer Inhalte und eine größere Verbreitung in interdisziplinären Kontexten erreicht. Während früher beispielsweise eine Dissertation nur in einigen ausgewählten Bibliotheken verfügbar war, kann eine elektronische Doktorarbeit, die im Repository einer Universitätsbibliothek gespeichert ist, weltweit im Volltext gefunden und auch eingesehen werden. Die Bibliothek sorgt dafür, dass die Publikation durch Metadaten und eine persistente elektronische Adresse (DOI, URN) dauerhaft verfügbar ist.

Der starke Anstieg von Publikationen in Open-Access-Zeitschriften sowie die Archivierung von Pre- und Postprints haben bis heute auch bewirkt, dass die Preissteigerungen der Verlage in den letzten Jahren abgeflacht sind. Viele Verlage bieten mittlerweile selbst Open-Access-Publikationen oder zumindest eine Publikation als Hybrid Open Access an. Die anfallenden Kosten werden dabei von den LeserInnen bzw. den Bibliotheksetats zu den AutorInnen und ProduzentInnen verschoben. Die dadurch anfallenden Personal- und Sachkosten tragen meist die Universitäten und Forschungseinrichtungen. Vor allem bei den Hybrid-Publikationen hat sich zudem eine Praxis des ‚Double-Dippings‘ entwickelt, bei der AutorInnen und AbonnentInnen für eine Publikation zahlen. Die Abschaffung dieser Vorgangsweise, die vor allem kleinere und weniger finanzstarke Einrichtungen und Regionen benachteiligt, ist eines der wichtigsten Ziele der nächsten Jahre.

3. Universitätsverlage

Viele Universitäten, u.a. in Deutschland oder den Niederlanden, haben eigene Verlage eingerichtet, um den Open-Access-Gedanken zu etablieren. Auch der 2005 an der Universität Innsbruck von Rektor Tilmann Märk gegründete Verlag innsbruck university press (iup) ermöglicht es den WissenschaftlerInnen, ihre Forschungsergebnisse nicht nur

rasch, kostengünstig und qualitativ, sondern eben auch in Form von Open Access zu publizieren.

Seit Beginn werden jährlich rund 60 wissenschaftliche Publikationen und Lehrbücher aus allen Fakultäten verlegt, die in mehr als 50 Veranstaltungen pro Jahr präsentiert werden. innsbruck university press unterstützt die Aufgaben und Ziele der Universität, sowohl was ihren Forschungs- als auch ihren Bildungsauftrag betrifft und publiziert relevante Forschungsergebnisse sowie Publikationen, die das kulturelle Leben bereichern. Iup ist einer von wenigen Verlagen mit einem „Vollspartenprogramm“, die Schriftenreihen und Zeitschriften spiegeln die Vielfalt der Universität wider. Der Verlag garantiert Zitierfähigkeit, Authentizität und dauerhafte Verfügbarkeit der Forschungsergebnisse – auch im Internet.

Qualität steht bei allen Projekten an oberster Stelle: Der einfache und schnelle Zugang zum Internet birgt nämlich durchaus die Gefahr in sich, dass hohe Qualität in der Masse von Resultaten untergeht. Peer-review-Verfahren sind eine Möglichkeit, die Qualität in wissenschaftlichen Publikationen zu sichern, und hier liegt sicherlich auch eine der Stärken von Universitätsverlagen. Während diese Verfahren für einen privatwirtschaftlichen Verlag schwierig zu organisieren und zeitaufwändig sind, stellen sie für eine Universität nur einen Teil des ‚Tagesgeschäfts‘ dar. Organisationseinheiten, wie beispielsweise jene für Forschungsförderung und Qualitätssicherung in der Forschung, besitzen zahlreiche internationale Kontakte und können daher auf einen großen Pool von potentiellen GutachterInnen zurückgreifen. Publikationen, die ein blind-peer-review-Verfahren nach internationalen akademischen Standards durchlaufen haben, werden daher bei iup im Rahmen einer kürzlich eingerichteten Premiummarke geführt und mit einem eigenen ‚peer-reviewed‘-Siegel gekennzeichnet.

Es ist geplant, in den kommenden Jahren im Bereich der Zeitschriften vor allem das Angebot für die Publikation von Online-Journals auszubauen und damit dem Wunsch vieler HerausgeberInnen, ihre Zeitschriften auf Open Access umzustellen, entgegenzukommen. Während in den Geistes- und Kulturwissenschaften Monographien nach wie vor eine große Rolle spielen, erfolgt in vielen Disziplinen, wie den Naturwissenschaften, der Architektur, der Politikwissenschaft oder der Soziologie wissenschaftliche Publikation vorwiegend als Veröffentlichung in einer Zeitschrift. Während Monographien nach wie vor meist auch in gedruckter Form erscheinen, ist bei den Zeitschriften der Trend in Richtung einer rein digitalen Publikation stärker, weil diese am Bildschirm oder e-Reader gut gelesen oder bei Bedarf selbst ausgedruckt werden kann und somit überall sofort verfügbar ist.

4. Empfehlungen für die Herausgabe von Open-Access-Zeitschriften

Da bei vielen WissenschaftlerInnen der Wunsch besteht, eine Open-Access-Zeitschrift zu gründen bzw. eine bestehende Zeitschrift frei zugänglich zu machen, erarbeitet eine vom Open Access Network Austria (OANA) eingerichtete Arbeitsgruppe, an der auch innsbruck university press beteiligt ist, derzeit Empfehlungen für die Herausgabe von Open-Access-Zeitschriften durch österreichische Forschungseinrichtungen. Die Resultate richten sich an WissenschaftlerInnen und Studierende akademischer Einrichtungen sowie die MitarbeiterInnen universitärer Serviceeinrichtungen wie Bibliotheken, Verlage oder wissenschaftliche Gesellschaften, die WissenschaftlerInnen bei der Herausgabe einer Open-Access-Zeitschrift beraten sollen.

Neben den inhaltlichen, formalen, technischen und vor allem qualitativen Kriterien werden auch die Bereiche Openness im Allgemeinen sowie Rechte und Lizenzen Teil des Papiers sein. Darüber hinaus sollen Ratschläge ausgearbeitet werden, wie die Sichtbarkeit von Artikeln durch Indizierung, Metriken und die Nutzung von Webtools erhöht werden kann. Ein Leitfaden zur Kostenkalkulation eines solchen Vorhabens soll das Papier vervollständigen. Die Arbeit ist noch nicht abgeschlossen, und es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, auf die derzeitigen Ergebnisse näher einzugehen, deshalb soll abschließend der Stand der Diskussion nur kurz skizziert werden.

Die Herausgabe von wissenschaftlichen Zeitschriften stellt eine große Herausforderung für WissenschaftlerInnen dar, da es, abgesehen von vielen internationalen Kontakten einer hohen Kontinuität und eines zusätzlichen Arbeitseinsatzes bedarf, um ein rechtzeitiges und regelmäßiges Erscheinen der Zeitschrift zu gewährleisten. Beides sind, abgesehen von der inhaltlichen Qualität, wichtige Kriterien für die Aufnahme in Citation Indexes und damit den Erfolg und Fortbestand einer Zeitschrift.

Bei der Gründung einer Open-Access-Zeitschrift muss zunächst die thematische Ausrichtung festgelegt und sondiert werden, welche ähnlichen Zeitschriften es bereits gibt. Auf der Basis dieser Analyse sind dann die Zielgruppe und die Alleinstellungsmerkmale der neuen Publikation zu definieren. Es muss geklärt werden, ob es sich um eine rein digitale Publikation handeln wird oder ob auch eine gedruckte Version produziert werden soll; zudem muss geklärt werden, in welcher Frequenz die Zeitschrift erscheinen soll sowie welche Sprache, Länge und Art (Artikel, Rezensionen ...) die Artikel aufweisen sollen. Schlussendlich muss das Editorial Board, das Herausbergremium, konstituiert werden.

Der Titel der Zeitschrift sollte – wenn möglich und sinnvoll – in Englisch gehalten sein, um eine Verbreitung im nicht deutschsprachigen Ausland zu unterstützen. Aus demselben Grund muss für die Zeitschrift auch eine ISSN (Internationale Standardnummer für fortlaufende Sammelwerke), sozusagen die ISBN für Zeitschriften, im ISSN-Center in

Paris beantragt werden. Auf der technischen Seite sind die Art des Hostings (Repository, Website) zu klären und so zu implementieren, dass die Langzeitarchivierung, aber auch die dauerhafte Zitierfähigkeit der Aufsätze garantiert werden kann. Eine eigene Webdomain sowie der Einsatz von Digital Object Identifiers (DOIs) helfen dabei, die eindeutige und dauerhafte digitale Zuordnung von Objekten zu sichern und stellen – wie die ISSN-Nummer für die gesamte Zeitschrift – sicher, dass einzelne Beiträge im Internet dauerhaft auffindbar sind. Um die Zeitschrift möglichst sichtbar und die Artikel auffindbar zu machen, gilt es, die Artikel zu indizieren und in einschlägigen Volltext- und Fachdatenbanken einzutragen. Metriken und Zitationsindizes können dabei helfen, diese Maßnahmen qualitätszusichern und die Auswirkung einzelner Maßnahmen messbar zu machen. Spezielle Journal-Management-Applikationen, wie beispielsweise das kostenlose Open Journal System (OJS), bieten heute gute Unterstützung bei der Erstellung und Erfassung der Artikel für die Publikation.

Als Medieninhaber der jungen Zeitschrift fungieren entweder die HerausgeberInnen selber oder jene Institution, die das Repository, in dem die Zeitschrift verfügbar ist, betreibt. Für die zukünftigen AutorInnen sollte, um bei der Einreichung von Manuskripten zu helfen, eine schriftliche Richtlinie erstellt werden, in der die Editorial, Review und Submission Policy sowie allfällige Publikationsgebühren geregelt sind. Auch die formellen Vorgaben an Formatierung und Inhalt (AutorInnen, Titel, Abstract, Keywords, Bibliographie ...) des Artikels sowie an sonstige Materialien wie Abbildungen sollten darin enthalten sein. Last but not least müssen sämtliche Copyrights (inkl. Bild- / Medienrechte) und Lizenzen geklärt werden. Eine langfristige Kosten- und Ressourcenplanung durch eine institutionelle Trägerschaft sowie Förderungen durch Sponsoren, die Personal- und Sachkosten decken, kann helfen zu sichern, dass die Herausgabe einer Open-Access-Zeitschrift zu einem erfolgreichen Vorhaben wird.

5. Zusammenfassung

Mitte der 90er Jahre sehen sich viele Bibliotheken durch die Preispolitik einiger Wissenschaftsverlage gezwungen, Zeitschriften abzubestellen und den Kauf von Büchern einzuschränken. Daraus resultiert die Forderung, dass von öffentlicher Hand subventionierte Forschungsergebnisse im Internet frei zugänglich gemacht werden und damit auch die Kluft zwischen finanziell starken und finanziell schwachen Nationen verringert werden soll – die Geburtsstunde von Open Access. Der Open-Access-Gedanke ist heute wohl kaum mehr aufzuhalten, ein radikaler Umbau des Publikationsbereichs in vollem Gang. Aus Sicht der Universitäten muss es das langfristige Ziel sein, diesen Bereich so umzugestalten, dass wissenschaftliche Publikationen mit hohen Qualitätsstandards im Internet sofort bei Erscheinen für alle Menschen frei zugänglich sind: Denn Forschung wird erst durch Verbreitung ihrer Resultate zur Wissenschaft.

Literatur

- Brintzinger, K.-R. (2010): Piraterie oder Allmende der Wissenschaften? Zum Streit um Open Access und der Rolle von Wissenschaft, Bibliotheken und Markt bei der Verbreitung von Forschungsergebnissen. In: *Leviathan*, 38, 331-346, doi: 10.1007/s11578-010-0095-5
- Engström, Christian; Falkvinge, Rick (2012): *The Case for Copyright Reform*. Brüssel: Piratpartiet, The Greens in the European Parliament.
- Reckling, Falk (2011): Eine freie Wissenschaft braucht die freie Zirkulation ihrer Erkenntnisse. Zur aktuellen Entwicklung von Open Access aus der Perspektive des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF). In: Niedermair, Klaus (Hg.): *Die neue Bibliothek. Anspruch und Wirklichkeit*. 31. Österreichischer Bibliothekartag, Innsbruck 2011. Sattens: Neugebauer, S. 102-112.
- Lewis, D. (2012): The Inevitability of Open Access, in: *College & Research Libraries*, 73, 5, 493-506.
- Missomelius, Petra; Sützl, Wolfgang; Hug, Theo; Grell, Petra; Kammerl Rudolf (2014) (Hg.): *Media, Knowledge and Education: Freie Bildungsmedien und Digitale Archive*. Innsbruck: innsbruck university press.
- Rußmann, Uta; Beinsteiner Andreas; Ortner Heike; Hug, Theo (Hg.) (2012): *Grenzenlose Enthüllungen? Medien zwischen Öffnung und Schließung*. Innsbruck: innsbruck university press.
- Sützl, Wolfgang; Stalder, Felix; Maier, Ronald; Hug Theo (Hg.) (2012): *Media, Knowledge and Education: Cultures and Ethics of Sharing*. Innsbruck: innsbruck university press.

Michael Habersam & Klaus Niedermair

Die Bibliothek im Zeitalter ihrer Automatisierbarkeit

Die Aufgaben der Bibliothek und die Darlegung ihrer Qualität

In diesem als Gespräch konzipierten Beitrag geht es um zwei Fragen: Welche Aufgaben soll die universitäre Bibliothek haben und wie ist eine Darlegung der Qualität ihrer Dienstleistung möglich? Es zeigt sich, dass für die Beantwortung dieser Fragen gerade die Automatisierbarkeit der bibliothekarischen Dienstleistung ein entscheidender Punkt ist. Zukunftsfähig sind vor allem jene Aufgaben der Bibliothek, die sich, im Gegensatz z.B. zu Suchmaschinen, gerade nicht automatisieren lassen. Dazu zählen primär Beratung und Schulung im Sinne einer aktiven, an Nutzer/innen orientierten Informationserschließung. Automatisierung kann hier nicht möglich sein, wenn man davon ausgeht, dass das Ziel des (universitären) Lehrens und Lernens nicht nur in Ausbildung, sondern v.a. auch in Bildung besteht. Mit selbstbestimmter kritischer Reflexion von Wissen, als Sinn von Bildung, ist z.B. eine automatisierte Informationsrecherche unvereinbar, da sie auf informationelle Selbstbestimmtheit verzichtet. Die Automatisierbarkeit hat auch Relevanz für die Frage, wie die Qualität der bibliothekarischen Dienstleistung dargelegt, gesichert und argumentiert werden kann. Eine nicht automatisierbare bibliothekarische Arbeit entzieht sich einer ausschließlichen Quantifizierung durch Leistungskennzahlen, sie ist Teil eines immateriellen, Wissen schaffenden Prozesses **ist**. Umgekehrt sind es vermutlich v.a. automatisierbare Dienstleistungen, deren Effizienz und Qualität quantifizierend darstellbar sind. Darin zeigen sich die Grenzen einer rein quantitativen Abbildung von Qualität. Abschließend wird die Möglichkeit einer am qualitativen Forschungsparadigma orientierten Beschreibung der Dienstleistungsqualität der Bibliothek skizziert, die auch immaterielle Werte sichtbar machen kann.

N: Lieber Michael, ich danke dir, dass du Zeit hast für dieses Gespräch. Wir kennen uns seit 1999, das ist das Jahr, als die Fakultät für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften in das neue Gebäude übersiedelt ist und die SoWi-Bibliothek eröffnet wurde. Du hast immer ein reges Interesse für die Bibliothek gezeigt, eine Zeit lang warst du Bibliotheksbeauftragter deines Instituts und engagiert am Bestandsaufbau der Bibliothek beteiligt, etliche Bücher sind auf deinen Vorschlag hin angekauft worden, und wir hatten oft Gelegenheit zu anregenden und spannenden Gesprächen, unter anderem über Fragen zum Management und Controlling der Bibliothek.

Jetzt möchte ich mit dir ein Gespräch führen über die Aufgaben der Bibliothek, vor allem im Zusammenhang mit der universitären Lehre, und über Möglichkeiten der Qualitätsmessung und Evaluierung der bibliothekarischen Dienstleistung. Als Studiendekan der Fakultät für Betriebswirtschaft, als Forscher und Lehrender bist du maßgeblich verantwortlich für die Qualität der Lehre an deiner Fakultät. Mich interessiert, welche Zielsetzungen die universitäre Lehre im Kontext von Ausbildung und Bildung hat und welche Aufgaben der Bibliothek dabei zukommen. Ich weiß es zu schätzen, dass du dir die Zeit nimmst, und ich sehe dies als Zeichen, dass auch dir die Bibliothek wichtig ist.

H: Lieber Klaus, meinen „Werdegang“ in Bezug auf die SoWi-Bibliothek hast du ja genau geschildert und auch die Themen, die uns bei der Besprechung der gesammelten Bestellwünsche immer wieder beschäftigt haben. Ich habe mich immer sehr gefreut, dass du als Leiter der Bibliothek mit mir nicht nur über Buchbestellungen, sondern auch über die Entwicklung der Bibliothek geredet hast. Ich empfand Bibliotheken immer schon als inspirierende Orte und war übrigens zur Mit-Finanzierung meines Studiums wissenschaftliche Hilfskraft in unserer kleinen Fakultätsbibliothek in Witten/Herdecke mit „gefühlte“ sechseinhalb Regalreihen auf 40 qm. Das war Bibliothekswesen in der Nusschale: Fernleihe, Bestellwesen, Inventarisierung, Katalogisierung, Verschlagwortung bis zum Einstellen ins Regal. Es war vom Charakter her eine Präsenzbibliothek, für mehr als ein Exemplar war selten Geld da, und so wurde eben viel kopiert. Das ist jetzt schon ein Weilchen her, und im Rückblick wird mir sehr deutlich, was sich in Bibliotheken verändert hat und was sich vielleicht nie verändern wird. Wenn ich heute eine Bibliothek betrete, finde ich eine elektronische Ausleihe vor, ich bezahle am Kassensautomat, vorgeordnete Bücher hole ich mir selbst aus dem Bereitstellungsregal, und die Recherche im Zettelkasten gehört der Vergangenheit an, weil heute ein Suchportal auf einem eventuell mobilen Endgerät den Einstieg in die Recherche darstellt. Die Form hat sich drastisch verändert, die Motivation, eine Bibliothek zu benutzen, wohl kaum. Mir kommt Neugier immer noch als zentrales Motiv vor. Und abgesehen davon war die Bibliothek immer auch ein Ort des Lesens in Ruhe und der Beginn vieler Freundschaften.

N: Zwei Dinge fallen mir da ein. Arbeit in der Bibliothek gehörte früher sehr häufig zur universitären Karriere, besonders als es noch die Institutsbibliotheken gab. Hans Moser, einer der Altrektoren unserer Universität, hat zum feierlichen Anlass des Amtsantritts von Martin Wieser als Bibliotheksdirektor über seine eigene bibliothekarische Vergangenheit als Assistent erzählt und zum Schluss den berühmten Kennedy-Satz in einer Variation zitiert: Ich bin ein Bibliothekar! Dass Bibliotheksarbeit nur mehr von Bibliothekar/innen gemacht wird, ist natürlich ein Fortschritt und ein Gewinn für alle, aber es bedeutet auch Distanzierung. Die Dichotomie wissenschaftliches versus nicht-wissenschaftliches Personal ist ohnedies spürbar. Mit dem administrativen Bereich der Universität kooperiert die Bibliothek schon gut. Dazu hat sicher Martin Wieser in seiner Funktion als Vizerektor einiges beigetragen – abgesehen davon, dass die neue Gesetzeslage die Bibliothek als Dienstleistungseinrichtung der Universität definiert und nicht mehr als selbständige Dienststelle des Ministeriums, demnach Kooperation schon organisatorisch notwendig ist. Was jedoch das bibliothekarische und das wissenschaftliche Personal betrifft, wäre mehr formelle und informelle Kommunikation angesagt. Für Fachreferent/innen ist es essentiell, informiert zu sein über Schwerpunkte in Forschung und Lehre – sie sind ja nicht von ungefähr auch *wissenschaftliche* Bibliothekar/innen. Ich habe die

Erfahrung gemacht, durchaus als kompetenter Ansprechpartner wahrgenommen zu werden.

Der zweite Punkt: Wir haben wohl beide eine sehr veränderungsintensive Etappe in der Geschichte der Bibliothek miterlebt. Ich bin jetzt mehr als 25 Jahre in der Bibliothek tätig, damals hat gerade das EDV-Zeitalter begonnen. Aus dem Benutzungsbereich verschwanden die großen Kataloge, die alten Suchportale, mit denen man Bücher finden konnte. Sie wurden abgelöst durch ein *interface*, Bildschirm, Tastatur, Maus. In der Buchbearbeitung wichen die Schreibmaschinen den Terminals und PCs, die neue Form der Datenerfassung war für einige Kolleg/innen eine starke Herausforderung, z.T. sah man darin sogar den Niedergang der wissenschaftlichen Bibliothek, weil die EDV und die EDV-Leute immer wichtiger wurden. Klar, zu Beginn war das System noch holprig, die Mitarbeiter/innen noch nicht vertraut mit der neuen EDV-Arbeitswelt. Manches ist besser, doch die Technologie steht seitdem im Zentrum.

Im zeitlichen Abstand kann man jetzt sagen, dass dies alles, auch die Veränderungen, von denen du gerade erzählt hast, nur Symptome der Technologisierung sind. Eigentlich betrifft dies nur die Oberfläche. Technologie in diesem Sinne ist wichtig, aber nicht alles, das sollten auch manche Bibliothekare nicht vergessen. Primär soll es um die Menschen gehen, die die Technik nutzen. D.h. aber auch, dass der wirkliche Wandel durch die Technologisierung sich bei der Bibliotheksnutzung abspielt.

Dieser Wandel greift so tief, dass man mitunter schon die radikale Frage gehört hat: *Braucht es noch Bibliotheken?* Natürlich brauchen wir sie, ich bin überzeugt davon, nicht nur, weil ich ein Bibliothekar bin. Trotzdem muss man sehen, dass sich die Kernaufgaben der Bibliothek verändert haben, ja man sollte deshalb eine ähnlich radikale Frage stellen: *Wozu braucht es Bibliotheken?*

H: Da sind wir durchaus einer Meinung. Die radikale Frage nach der Existenzberechtigung der Bibliothek kommt mir etwas überzogen vor. Die Frage nach dem *Wozu* gefällt mir demgegenüber sehr viel besser, weil sie grundsätzlich und wertschätzend zugleich ist. Sie zielt auf Transformation, nicht auf Abschaffung per se. Wohin geht eigentlich die Reise aus deiner Sicht?

N: Das ist eben die Frage. Aber wo haben wir die Reise begonnen? Die Bibliotheken sind in mehrfacher Hinsicht unter Druck geraten. Das liegt zum einen an der bereits genannten überall wahrnehmbaren Technologisierung und an den Veränderungen am Informationsmarkt: So stehen die Bibliotheken unter einem oft aussichtslosen Konkurrenzdruck durch kommerzielle Informationsanbieter und Suchmaschinen. Zweitens zeigt sich eine zunehmende Ökonomisierung, spürbar z.B. am Kostendruck durch stagnierende Budgets auf der einen Seite und steigende Kosten für Zeitschriften und E-Medien auf der anderen. Und nicht zuletzt hat sich der Wissenschaftsbetrieb verändert,

die Wissenschaftskommunikation und das Informationsverhalten der Forschenden, Lehrenden und Studierenden – das ist der zentrale Punkt, da geht es nicht nur um Technik, sondern um die Menschen, die sie nutzen.

H: Das hört sich für mich durchaus krisenhaft an: weniger Geld, weniger planbares Nutzungsverhalten, technologiegetriebene Angebotsvielfalt. Für meine Begriffe sind das genau die Herausforderungen, denen sich andere Organisationen im öffentlichen Sektor auch schon stellen mussten. Das ist keineswegs immer negativ ausgefallen, sondern kann auch in gemeinsame Entwicklung mit denjenigen münden, die vorher durch die Organisation primär „zwangsbeglückt“ wurden.

N: Falls ich dich – übersetzt in unseren Kontext – so verstehen kann, dass sich die Bibliothek viel mehr an Nutzer/innen orientieren sollte, sie also nicht zwangsbeglückt, dann bin ich deiner Meinung. Ich sehe dies sogar als *die* Überlebensstrategie der Bibliothek in der gegenwärtigen Krise, wenn wir schon von Krise reden wollen.

H: Letztlich ist weder die Technologieentwicklung noch die Budgetlage durch die einzelne Bibliothek stark beeinflussbar. Mir kommt es so vor, dass Geld für neue Technologien durchaus zu bekommen ist, nicht so leicht hingegen für die umfassende Bewusstseinsbildung im Umgang damit, d.h. „Hardware“ wird eher bezahlt als „Skillware“. Da geht es um symbolisches Kapital, wenn die technologisch topmoderne Bibliothek die Verwendung des Budgets sichtbar macht. „Skillware“ – also der kritisch reflektierende Umgang mit den neuen technologischen Möglichkeiten – ist demgegenüber unauffälliger und schnell in der Gefahr, substanziellen Einsparungen zum Opfer zu fallen. Demgegenüber wäre es notwendig, angesichts der rapiden Entwicklungen im Bereich der Technologien den kritisch reflektierenden Umgang damit als zukunftssträchtige Investition in unsere Wissensgesellschaft zu begreifen und zu forcieren. Das wäre der Unterschied zwischen ökonomistischem Spardiktat und ökonomischem Investitionsdenken. Aber lass uns bei deinem dritten Aspekt bleiben, der Wissenschaftskommunikation. Da ich Kommunikation als wechselseitigen Prozess sehe, liegt hier vielleicht Gestaltungsmöglichkeit und Spielraum für die Schaffung von echtem Mehrwert bei der Nutzung von neuen Technologien und bestenfalls stagnierenden Budgets.

N: Wenn die Bibliothek die Orientierung an den Nutzer/innen ernst nimmt – und das ist die Überlebensstrategie –, heißt das, dass wir ein verändertes Informations- und Kommunikationsverhalten zum Focus unserer Arbeit machen müssen.

All diese Veränderungen haben dazu geführt, dass die traditionellen Kernaufgaben der Bibliothek ins Wanken geraten sind. Im alten UOG 74 und 93 gab es einen Passus, nämlich § 78 (1), in der die Aufgaben der Bibliothek so definiert wurden: „Beschaffung, Er-

schließung und Bereitstellung der zur Erfüllung der Lehr- und Forschungsaufgaben erforderlichen Informationsträger“. Das war eine brauchbare Formel für das, was Bibliothekar/innen tun: Wir beschaffen Bücher und Zeitschriften, erschließen sie in unseren Katalogen und stellen sie bereit. Doch seitdem hat sich einiges getan, es ist nicht mehr so einfach, die Aufgaben der Bibliothek zu beschreiben, und bezeichnenderweise wird das im UG 2002 gar nicht mehr versucht, abgesehen davon, dass die Bibliothek nur mehr marginal Erwähnung findet.

H: Vielleicht verstehe ich da etwas falsch, aber mir scheint diese ältere gesetzliche Definition eurer Aufgaben nach wie vor brauchbar, zumindest ausreichend allgemein, wenn von „Informationsträgern“ die Rede ist.

N: Grundsätzlich schon, aber dazu müssen diese drei Aufgaben neu definiert und erweitert werden. Immer mehr Informationen sind global in digitaler Form überall und zu jeder Zeit verfügbar, die Zahl der Print-Medien, die die Bibliothek vor Ort im Angebot hat, nimmt ab – vor allem in wissenschaftlichen Bibliotheken. Auf jeden Fall muss man die digitalen Medien dazurechnen, ob das noch „Informationsträger“ sind, ist fraglich. Vieles ist im Netz frei zugänglich, auch dank der *Open-Access*-Initiativen, das ist gut, schnell, komfortabel. Da stellt sich wieder die Frage: Braucht es dafür noch eine Bibliothek? Informationen, die viel Geld kosten, also E-Journals, E-Books, Volltextdatenbanken usw., kauft die Bibliothek zwar, doch für die Benutzer/innen ist es einerlei, wer dafür bezahlt, wichtig ist, dass sie an die Informationen herankommen. D.h. einerseits gibt die Bibliothek ihre Funktion der Informationsversorgung – die Beschaffung und Bereitstellung – mehr und mehr ab, andererseits wird ihr diese dort, wo sie sie noch hat, nicht immer zugeschrieben.

H: Mir fällt dazu ein alter Song ein: „Die Dinosaurier werden immer trauriger“... Sorry, aber du scheinst die *alleinige* Funktion der Informationsversorgung zu meinen, also dir bricht das Monopol weg, und dann wird es eben unübersichtlicher.

N: Man muss nicht gleich von einem Monopol sprechen – obwohl die Bibliothek früher tatsächlich ein solches hatte. Ich habe von den Kernaufgaben gesprochen, die ins Wanken geraten sind und die wir neu definieren müssen. Das gilt noch viel mehr für die zweite Aufgabe laut UOG, die Erschließung der Informationen. In Zeiten des UOG war damit gemeint, dass die Bibliothek alle Informationsträger, die sie erwirbt, formal und inhaltlich katalogisiert. Damit diese gesetzliche Formel weiterhin gültig sein kann, geht es nicht mehr nur um die Katalogisierung, sondern auch und viel mehr um Informationsvermittlung.

Die Erschließung im herkömmlichen Sinn, die Katalogisierung, bleibt natürlich weiterhin eine Kernaufgabe der Bibliothek. Das Ziel dieser personal- und kostenintensiven Tätigkeit ist, dass Benutzer/innen die nachgefragten Informationen finden können, einerseits über formale Suchkriterien wie bspw. Autor, Titel, Verlag, andererseits über inhaltliche wie Schlagwörter und Klassifikationen. Die Formalerschließung folgt relativ klaren und verbindlichen Regeln, die für alle Medien Anwendung finden, unabhängig vom Wissensbereich, unabhängig von ihrem Inhalt. Komplexer ist die Inhaltsererschließung, sie bringt Medien in eine Ordnung, sie schafft so Möglichkeiten der Vernetzung von Inhalten, und sollte mit der Systematik einer Wissenschaftsdisziplin abgestimmt sein.

H: Das erinnert mich an deine Überlegungen und unsere gelegentliche Diskussion zur Aufstellungssystematik der SoWi-Bibliothek.

N: Ich sehe darin eine wertvolle Systematik, sie wurde in den 1990er Jahren konzipiert in Kooperation mit den Bibliotheksbeauftragten der Institute, und sie gibt nach wie vor eine strukturierte Übersicht der Schwerpunkte in Forschung und Lehre an unseren Fakultäten wieder, ein Abbild der Informationsinteressen vor Ort. Ich betone *vor Ort*, denn Re-Lokalisierung (wie das Ulrich Beck bezeichnet hat) ist im Zeitalter der Globalisierung auch ein Überlebensprinzip der Bibliothek – es ergibt sich konsequent aus dem Prinzip der Orientierung an den Nutzer/innen.

H: Diese Systematik mag nach wie vor wertvoll sein, allerdings betrifft sie nur einen relativ kleinen Teil der Informationen, mit denen Forschende und Studierende arbeiten. Die Zeitschriftenartikel sind in dieser Form nicht erschlossen und schon gar nicht die vielen digital verfügbaren Informationsquellen, da sind wir auf andere Suchwerkzeuge angewiesen.

N: Ja, in unserem Freihandbereich sind nur ca. 60.000 Bücher nach dieser Systematik erfasst, ein Mikrokosmos, aber mit diesem Beispiel wollte ich verdeutlichen, wie Bibliotheken mithilfe von Klassifikationen Ordnung schaffen – und ich betone nochmals: nutzerorientiert, re-lokalisiert. Deswegen wäre es ein Schaden, wenn diese Systematik aufgegeben wird – was nicht heißt, dass die Bücher nicht auch durch eine andere Systematik erschlossen werden können, um sie im Rahmen etablierter Klassifikationssysteme (wie die RVK oder die DDC) recherchierbar zu machen.

Bibliotheken ordnen Wissen darüber hinaus durch Beschlagwortung. Dabei muss man leider eine Diskrepanz feststellen zwischen dem intellektuellen Aufwand, den unsere Kolleginnen und Kollegen hier investieren, und der effektiven Nutzbarkeit in der Literaturrecherche. Es ist schade, dass unsere Kataloge und Discovery Systeme das in den Metadaten schlummernde Kapital nicht fruchtbar machen durch intelligente

Verlinkungen, durch Visualisierung von semantischen Netzwerken. Man muss sich vorstellen, die Schlagwörter sind Teil eines Thesaurus und könnten in ihren vielfältigen Vernetzungen abgebildet werden und so einen Mehrwert für die Literatursuche bringen.

H: Da kann ich mir auch ganz gut graphische Darstellungen von Begriffsassoziationen und *mind maps* vorstellen, aber mir scheint, dass bis dahin noch manches zu tun wäre. Doch kehren wir zu unserer Frage zurück: Wie ändern sich die Aufgaben der Bibliothek in den Zeiten von Google?

N: Was die weltweit digital verfügbaren Informationen betrifft, könnte es das Ziel der Bibliothek sein, auch diese formal und inhaltlich zu erschließen – das kann natürlich eine Bibliothek nur im kooperativen Verbund mit anderen, die Bibliotheken haben hier ja schon gute Erfahrungen mit der kooperativen Katalogisierung von Büchern und Zeitschriften. Es gibt einige Projekte zur Erschließung digitaler Medien, z.B. virtuelle Fachbibliotheken und Wissensportale, aber die haben es nicht leicht im Wettbewerb mit den Suchmaschinen, diese werden von den Nutzer/innen offensichtlich besser angenommen. Doch was tun die Bibliotheken? Sie bauen ihre Kataloge zu Suchmaschinen à la Google um.

Was bedeutet das? Suchmaschinen erschließen uns eine kunterbunte Menge von Dokumenten auf weltweit verteilten Web-Seiten durch automatische Indexierung und *Relevance Ranking*, ohne irgendeine intellektuelle Informationserschließung, ohne Selektion – außer wenn kommerzielle Interessen verfolgt und Angebote gezielt lanciert werden. Die auf Suchmaschinentechnologie basierenden bibliothekarischen *Discovery Systeme* erschließen zwar qualifizierte Dokumente, aber auf der Grundlage von unterschiedlichen, z.T. unqualifizierten Metadaten. Da sind Dokumente dabei, die bibliothekarisch diszipliniert formal und inhaltlich katalogisiert sind, also von bester Qualität, aber in höherem Ausmaß auch Dokumente von Verlags- und sonstigen Publikationsservern mit Metadaten von minderer Qualität. Ausschlaggebend ist die Quantität verfügbarer Dokumente, die Inkonsistenz der Metadaten wird in Kauf genommen. Allerdings kann das die fatale Konsequenz haben, dass die qualifizierten bibliothekarischen Metadaten zu einer Minderheit werden, und sich schließlich eine ganz andere Strategie der Informationserschließung durchsetzt, nämlich die automatische Indexierung von Volltexten und deren *Relevance Ranking* nach nicht nachvollziehbaren Algorithmen: Dann sind wir ganz bei Google gelandet. Dass die Bibliothek so viel als möglich Dokumente im Volltext anbietet, ist ein anspruchsvolles Ziel, diesen Traum der Universalbibliothek gab es schon immer. Das Szenario, dass alle diese Dokumente nur noch vollautomatisch erschlossen werden, mag einigen Leuten gefallen, mir nicht, ich fürchte, das ist das Ende der Bibliothek.

H: Es könnte ja aber auch sein, dass die „vollautomatisierte Wissensfabrik“, in der ab und zu Bibliothekar/innen als „Wartungsingenieure“ durchlaufen wie in unseren hochtechnisierten Autofabriken gemessen an den Qualitätsmaßstäben der Nutzer/innen sehr gute Ergebnisse liefert.

N: Der Vergleich Bibliothek und Autofabrik gefällt mir überhaupt nicht. Wenn das die virtuelle Bibliothek sein soll, dann kann ich nur sagen: Nein danke! Diese virtuelle Bibliothek, in der auf qualifizierte intellektuelle Informationserschließung verzichtet wird, ist für mich keine Vision. Man sollte auch nicht die Auswirkungen auf die Bibliothekar/innen übersehen: Als Wartungsingenieure für IT-Infrastrukturen und technisches Daten- und Metadatenmanagement sind sie nicht mehr mit der Sache selbst, mit den Informationen, deren Ordnung und Erschließung, beschäftigt. So tun sie sich schwer, den wissenschaftlichen Diskurs zu verstehen, daran aktiv teilzunehmen, und verlieren ein Stück weit die professionelle Kompetenz, um Benutzer/innen beraten zu können – doch gerade darin liegt ja das Potential der Bibliothek der Zukunft.

H: Die Informationsflut führt unweigerlich in eine Selektionsnotwendigkeit. Welche Daten will ich zu relevanten Informationen machen, die dann vielleicht auch andere interessieren, die meinen Text lesen? Bieten Bibliothekar/innen wirklich bessere „Relevanzberatung“?

N: Ja, aber sie haben offenbar zu wenig Selbstbewusstsein, was die Qualität ihrer Informationserschließung betrifft, obwohl sie in dieser Hinsicht wirklich bessere Arbeit machen können als Google, auch aufgrund ihres historisch gewachsenen Erfahrungswissens – unser bibliografischer Blick ist eine unserer Kompetenzen. Aber mit dem Anschluss an Google wird die intellektuelle Informationserschließung in Frage gestellt und langfristig überflüssig gemacht. So handeln Bibliotheken eigentlich selbstschädigend – nicht nur, weil sie sich damit vielleicht selbst abschaffen, nein, sie schaden der Sache, denn die Ansprüche an die Qualität der Informationserschließung werden geringer.

H: Wenn du dieser „Selbstschädigung“, wie du es nennst, etwas entgegen setzen willst, dann braucht es aus meiner Sicht zwei Dinge: Erstens fehlt mir eine Rollenbeschreibung für Bibliothekar/innen, die nicht bei der Buchbeschaffung und Beschlagwortung stehen bleiben können, denn dann wären sie all zuleicht ersetzbar. Zweitens fehlt mir eine Beschreibung, wie Bibliothekar/innen ihre im Vergleich zur Suchmaschine qualitativ hochwertigere Kernkompetenz, ihren bibliografischen Blick, tagtäglich so „leben“ können, dass sich die Attraktivität einer Bibliothek primär darüber definiert.

N: Du setzt hier schon voraus, dass die Informationserschließung, die Bibliothekar/innen leisten, hochwertiger ist als jene der Suchmaschine. Aber ich will das noch begründen. Es geht um die informationelle Selbstbestimmtheit und die Qualität der wissenschaftlichen Forschung. Nutzer/innen verzichten auf ihre informationelle Selbstbestimmtheit, wenn sie nicht mehr selbst entscheiden können, was relevant ist, und blind einer Maschine vertrauen. Als wäre es ohnedies egal, was man – um es blumig zu sagen – surfend in den Wellen der Informationsflut findet. Eine solche Einstellung findet man häufig bei Studierenden. Der Verlust der informationellen Selbstbestimmtheit ist nicht nur eine philosophische Frage, das hat auch Konsequenzen für die Qualität der wissenschaftlichen Arbeit. Mit welchen Quellen, also Theorien, Daten, Fakten, man sich auseinandersetzt und eigene Überlegungen begründet, darf keine Frage der Beliebigkeit sein. Die Recherche ist ein wesentlicher Teil der wissenschaftlichen Forschung, ihre Qualität leidet, wenn mit einem System gesucht wird, das irgendwelche Treffer bringt, die man sich nicht erklären kann, sortiert nach einem *Relevance Ranking*, das man prinzipiell nicht nachvollziehen kann.

H: In deiner Argumentation ist informationelle Selbstbestimmung ein grundlegender Wert. Der ist lebbar in einer Bibliothek der aktiv teilnehmenden Bibliothekare, die die Wissensgenerierung mit ihren Nutzer/innen als Dienstleistung im Moment der Nachfrage immer wieder neu und qualitativ hochwertig produzieren. Die Arbeits- und Organisationswelt nehme ich anders wahr. Für mich bleibt die Bibliothek hinter ihren Möglichkeiten zurück, wenn in diesem Sinne qualifizierte Bibliothekar/innen ihre Zeit mit Buchrückgabe, Inventarisierung und Einsortieren verbringen, also Tätigkeiten, die man zu einem Gutteil automatisieren kann, statt fachbezogen ihre Expertise für wissenschaftliches Personal aller Qualifikationsstufen und für Studierende bzw. weitere Gruppen von Nutzer/innen zur Verfügung zu stellen.

N: Im Personalbereich ist viel zu tun. Aber auch die Automatisierung ist noch nicht so weit, noch keine Selbstverständlichkeit, und Bibliothekar/innen verbringen viel zu viel Zeit damit, die Systeme zum Laufen zu bringen – wie es Walter Neuhauser, der Vorgänger von Bibliotheksdirektor Martin Wieser, einmal formuliert hat. Zudem wird Technologisierung oft auch zum Selbstzweck, neue Systeme sind ja spektakulär und versprechen symbolisches Kapital, wie du vorhin sagtest – m.E. geht das aber auf Kosten der wirklichen Aufgaben der Bibliothek, es verlagern sich klammheimlich die Schwerpunkte, und zwar weg von den anspruchsvollen Zielen der Informationsvermittlung, auch in den Köpfen der Bibliothekar/innen. Neulich in der Dienstbesprechung musste ich feststellen, dass das Bewusstsein, dass wir neben den einfachen Services wie Ausleihe usw. auch anspruchsvolle Beratung in der Literatursuche leisten sollten, im

Schwinden begriffen ist. Erschreckt hat mich, dass einigen Kolleginnen und Kollegen nicht klar ist, dass dafür eine professionelle Kompetenz erforderlich ist. Auch Bibliothekar/innen, die fachlich gut ausgebildet sind, müssen lebenslang lernen, um wirklich die Perspektive des Nutzers zu verstehen, seine Interessen im Kontext von Forschung, Lehre und Studium wahrzunehmen.

H: Weil du gerade den Begriff „fachlich gut ausgebildet“ verwendet hast und andeutest, dass das nicht reicht: Mit dieser Problematik steht die Bibliothek im gleichen Kontext wie die Universität selbst. Wenn ich mir „Universität“ vorstelle, dann ist das ein Freiraum für das Denken, wo ich meiner Neugier nachgehen und meine Persönlichkeit entwickeln kann, ohne sofort einer engen Zwecksetzung unterworfen zu sein. Im Studium probiere ich Handhabungsmöglichkeiten für komplexe Situationen aus, weil unsere Lebenswelt eine vernetzte ist im mehrfachen Sinn des Wortes. Ich erlebe die Vermittlung von Handwerkszeug – das ist die Pflicht – und ich erlebe kritische Reflexion über den Gebrauch des Handwerkszeugs – das ist die Kür. Wenn wir es heute mit zunehmender Performance-Messung, Evaluierung und Rankings zu tun haben, müssen wir uns die Frage stellen, was an Anreizwirkungen gewollt und ungewollt dabei herauskommt. Welchen Fiktionen unterliegen wir, wenn wir diese Indikatoren als Entscheidungs- und Handlungstreiber benutzen? Wenn diese kritischen Fragen fehlen, kann es dennoch zu guter Ausbildung im Sinne technischer Fertigkeit kommen. Dann wäre aber die Aufgabe der Universität nicht erfüllt, weil das vielleicht effiziente Ausbildung wäre, aber effektiv zu wenig Bildung.

N: Ähnliche Symptome sehe ich in der Bibliothek. Es wird akribisch an der Effizienz der Arbeitsabläufe gearbeitet, aber die Zielsetzungen werden nicht hinterfragt. Ich habe den Verdacht, dass Bibliothekar/innen in einer Wirklichkeit *sui generis* leben und ihrer Arbeit oft Effektivität unterstellen, die diese so nicht wirklich hat. Sie arbeiten ohne Zweifel effizient, nämlich (um es mit Peter Drucker zu formulieren) sie tun die Dinge richtig und arbeiten durchaus an der Optimierung dieser Effizienz, doch sie hinterfragen zu wenig die Effektivität ihrer Arbeit, nämlich, ob es wirklich die *richtigen* Dinge sind, die sie tun. Mit anderen Worten: Wenn der Befund zutrifft, dass Bibliothekar/innen so gesehen ihre Ziele nicht kritisch reflektieren, dann arbeiten sie zwar technisch gut ausgebildet, aber mit Bildung hat das wenig zu tun. Und ich wage die Behauptung, dass die Bibliothek auch im Hinblick auf ihre Aufgaben zu sehr der Zielsetzung der Ausbildung verpflichtet ist – dass das aber nicht ihre Zukunft sein kann.

H: Es geht offensichtlich in der Bibliothek genauso um das Spannungsverhältnis von *Bildung* und *Ausbildung* wie in der Universität schlechthin. Universitäre Bildung bringt die Vielfalt theoretischer und praktischer Methoden und Denkweisen auf ein persönliches

Wissensinteresse hin ins Spiel. Innovativ bleibt das nur durch Irritation. Ständig werden Argumente präsentiert, diese und ihre grundlegenden Annahmen werden kritisiert, der Widerspruch schärft das kritisierte Argument usw. usf. Und die forschungsgeleitete Lehre, egal auf welcher Stufe der Bologna-Studien, ist ein wesentlicher Transmissionsriemen dieser zyklischen Wissenschaftspraxis und ihrer Resultate in die Organisationswelt, in der unsere Studierenden ja meist auch schon während ihres Studiums aktiv sind, nicht erst im Status des Absolventen.

N: Wir müssen die Bibliothek ein Stück weit neu erfinden – im Diskurs mit unseren Benutzer/innen. Klar ist, dass Bibliotheken weiterhin die Kompetenzzentren der Informationsvermittlung sein sollen, auch im Zeitalter der globalen Verfügbarkeit von digitalen Informationen. Dass sie Kontinuität und Verlässlichkeit des gespeicherten Wissens garantieren. Das ist ihr Monopol, das unterscheidet sie von Suchmaschinen.

Kontinuität und Verlässlichkeit bedeutet aber nicht, dass sich die Bibliothek selbst nicht ändern soll, nein, die bibliothekarische Arbeit, die Kultur, das Denken müssen sich ändern, viel mehr auf den Nutzer orientiert. Das beginnt schon bei der Sprache: Wir Bibliothekare sagen, dass Bücher, die in unserer Bibliothek offen zugänglich sind, im Freihandbereich stehen. *Freihand?* Verstehen das unsere Benutzer/innen? Nur, wenn wir es ihnen erklären. *Selbstbedienung* z.B. klingt besser.

Die Bibliothek im Diskurs neu zu erfinden bedeutet nicht nur, dass wir Nachfrageprofile erheben und darauf reagieren, nein, wir sollten auch über den Bildungsauftrag der Bibliothek nachdenken.

Was erwartest du eigentlich von der Bibliothek in der von dir skizzierten forschungsgeleiteten Lehre, die neben Ausbildung auch Bildung zum Ziel hat?

H: Aufbau eines ausgewogenen Bestandes, Zugang zu Literatur, die nicht vor Ort ist, und schließlich der Zugang zu Literatur, an die auch der/die Forschende noch nicht gedacht hat. Kurz: Anderes Denken in Reichweite bringen.

N: Ja, es gehört zum Standardangebot einer Bibliothek, dass Benutzer/innen die Literatur finden, die sie bewusst gesucht haben. Wirklich gut ist eine Bibliothek, wenn sie Literatur finden, die sie benötigen *und* von der sie vorher nicht wussten, dass sie danach gesucht haben.

H: Die Schaffung dieses „Mehrwertes“ über das hinaus, was man ohnehin erwarten kann, würde Bibliothekar/innen voraussetzen, die sich für das Fachgebiet interessieren und verstehen, worauf sich die Neugier der Forschenden richten könnte. Und es würde Forschende voraussetzen, die diesen dialogischen Charakter der Beziehung zulassen und nicht von einem rein hierarchischen Bestell- und Liefervorgang ausgehen. Auch wenn

ich nicht vom Bibliothekar per se als Co-Autor reden würde, so sind Bibliothekar/innen doch unverkennbar mehr oder weniger einflussreicher Teil des Suchprozesses, in dem Daten beschafft werden, aus dem Forscher/innen für sich Wissen generieren und anderen zur Verfügung stellen. Diplomatisch ist hier die leise Pfote gefordert, nicht das laute Selbstverständnis, letztlich die besseren Forscher/innen zu sein.

N: Ich glaube, dass Bibliothekar/innen hier ohnedies leise treten, zu leise. Und was wären Aufgaben im Hinblick auf die Studierenden?

H: Im Prinzip ähnlich gelagert, wobei da die handwerkliche Komponente im Sinne von *Recherchieren und Dokumentieren* hinzukommt – Forschende sollten das ja bereits beherrschen. Aber Neugier als Triebfeder kann auch bei Studierenden unterstellt werden, vor allem, wenn es um thematisch selbst gewählte Abschlussarbeiten geht, wo sich der Prozess der Literaturbeschaffung nicht mehr grundsätzlich unterscheidet von dem, was einem beim Einstieg in das eigene Dissertationsprojekt am Beginn einer wissenschaftlichen Karriere abverlangt wird. Vieles an Material, was später in Aufsätzen oder Büchern von Forschenden verwendet wird, ist von Studierenden zusammengetragen. Insofern ist eine Unterstützungsleistung der Bibliothek für diese Personengruppe immer auch eine Unterstützung der Forschenden. Forschende sind immer auch Studierende und umgekehrt. Die Lehr-Lerngemeinschaft sagt genau das aus, d.h. man ist mal Lehrender und mal Lernender und kaum permanent nur das eine oder das andere. Die A-priori-Unterscheidung von Wissenden und Unwissenden schreibt ein hierarchisches Gefälle fest, das produktive Wissensentstehung behindern kann. Die Befriedigung der Neugier ist eine a-hierarchische, egalitäre Tat. Und dies gilt letztlich für alle Bibliotheksnutzer/innen.

N: Ich frage mich in diesem Zusammenhang, was die Bibliothek als Teaching Library leisten kann. In unserer Bibliothek gibt es Kurse für Erstsemestrige auf Einstiegsniveau, hier wird erklärt, wie man mit Suchportal Primo im Print- und Online-Bestand der ULB Tirol sucht; wie Bücher bestellt, vorgemerkt, entlehnt, verlängert werden; wie man in Referenz- und Volltextdatenbanken suchen kann. Im Rahmen von Lehrveranstaltungen für Erstsemestrige werden zudem Themen des wissenschaftlichen Arbeitens behandelt, neben Recherchieren auch Dokumentieren, Zitieren und Plagiat. Speziell für Studierende, die an einer Abschlussarbeit schreiben, gibt es Aufbaukurse, anhand von konkreten Fallbeispielen werden Strategien und Techniken der Literaturrecherche und zum Teil Fragen der Forschungsmethodik besprochen. Schließlich noch der Kurs über Literaturverwaltung mit Citavi, hier geht es um formales und inhaltliches Dokumentieren im Kontext des wissenschaftlichen Arbeitens. Das Ziel dieser Kurse ist in der Hauptsache die Vermittlung von Informationskompetenz.

H: Ich sehe das als sehr guten Einstieg in die Vermittlung einer Kultur forschungsgeleiteter Lehre und als Beleg dafür, wie bei der Motivation „etwas zu suchen“ angesetzt werden kann, um kompetent mit dem massiven Angebot an Daten und der Erfahrung der Ermüdung bei der Selektion angemessen umzugehen. Wo früher der Mangel die Selektion geleistet hat bzw. das „ganze Wissen“ noch in eine Enzyklopädie gepasst hat, muss die Selektion heute aktiv betrieben werden. Darin könnte die hauptsächliche Dienstleistung der Bibliothek liegen: in der fragebezogenen Selektionsleistung.

N: Wer eine Frage hat, sucht Informationen – und zwar in einem spezifischen kulturellen, biografischen, kommunikativen, situativen Kontext. Bibliothekar/innen sollten einerseits sensibel und kompetent die Fragen der Informationssuchenden in deren Kontext verstehen und andererseits auf der Basis ihres Erfahrungswissens, ihres kulturellen Kontextes bei Suche und Selektion Unterstützung bieten – da ist Hermeneutik im Spiel, die eine Maschine nicht leisten kann. Die virtuelle, vollautomatisierte Bibliothek, die Informationen über Suchmaschinen bereit stellt, kann man vergessen.

H: Was hat Hermeneutik mit Suchmaschinen zu tun?

N: Eben gar nichts, da steigt die Maschine aus. Der/die Bibliothekarin ist ein Individuum mit einem kulturellen, biografischen Hintergrund. Dieser Hintergrund ist die Voraussetzung, einerseits die Fragestellung von Benutzer/innen zu *verstehen*, andererseits auch in der Suche und Selektion gezielt vorgehen zu können. Dabei kommt ein komplexes System von u.a. kulturell, biografisch bedingten *Relevanzkriterien* zum Tragen. Die Suchmaschine kann nicht verstehen, sie kann nur Suchbegriffe mit ihren Indexdateien abgleichen, die Suche ist reines Text-Matching. Auch in der Selektion, im *Relevance Ranking*, kommt ein – im Vergleich zur menschlichen Selektion – bescheidenes System von Kriterien zum Einsatz, das für manche Fälle gut funktioniert, z.B. in der alltäglichen Google-Suche, für wissenschaftliche Fragestellungen aber versagt, diese sind komplex und terminologisch offen. Suchmaschinen funktionieren nach dem Prinzip der Hegemonie und Gleichschaltung einer jeden Informationssuche und -selektion.

H: Das erinnert mich an den mythischen Geschichtenerzähler, der seinem Publikum seine Auswahl an Geschichten erzählt, ohne ihm Einblick zu gewähren, warum er welche Geschichte erzählt.

Dieses eher undemokratische Monopol hat die Bibliothek aufgebrochen, weil sie Bücher nebeneinander stellt, also eine Auswahl an Geschichten verschiedenster Geschichtenerzähler geboten wird, zwischen denen Leser/innen jetzt aktiv selbst wählen können. Und gute Bibliothekar/innen werden vielleicht auch eine Gegengeschichte parat haben, um dem Diskurs geistige Nahrung zu geben.

N: Obwohl uns Suchmaschinen die Illusion vermitteln, dass wir genau das finden, was wir suchen, sind wir nicht weit weg vom Geschichtenerzähler aus mythologischen Tagen. Wer wissenschaftliche Informationen mit Suchmaschinen sucht, unterwirft sich dem Diktat eines Algorithmus, ganz zu schweigen von den Manipulationen aufgrund von kommerziellen Interessen der Suchmaschinenbetreiber. Deshalb benötigen wir die Bibliotheken, und deshalb braucht die Bibliothek die Konkurrenz mit Suchmaschinen nicht zu fürchten.

H: Ich finde diesen Unterschied wesentlich und würde ihn gerne vertiefen – immer mit Blick auf die Qualitätsdebatte. Ein möglicher hermeneutischer Beitrag wäre die Präsentation von Position und Anti-Position in der Beschaffungspolitik, d.h. die Bibliothek kauft gezielt Bücher usw., welche die Vielfalt des wissenschaftlichen Diskurses repräsentieren.

N: Ja, Repräsentativität des wissenschaftlichen Diskurses ist ein altes Prinzip des Bestandsaufbaus, wobei die Selektion nicht einseitig sein kann, das würde in Richtung Zensur gehen, da habe ich informationsethische Bedenken. Bibliothekar/innen müssen neutral und wertfrei bleiben, dezidierte Selektion von Position und Anti-Position ist vielleicht schon zu viel.

H: Gehen wir davon aus, dass alternative Positionen in einer Bibliothek ausreichend repräsentiert sind. Aber wissen Studierende von der Quelle, die die andere Position beinhaltet? Ist es Aufgabe der Bibliothek, nicht nur Medien zu erwerben und sie gleichsam passiv über einen Katalog zur Verfügung zu stellen, sondern diese Quelle alternativer Positionen auch aktiv zu erschließen, zu kommunizieren?

N: Grundsätzlich schon, aber auch da bin ich skeptisch, wir wollen ja nicht bessere Lehrende sein und sollten nicht werten.

H: Ist es dann rein die Aufgabe von Lehrenden, die Alternativposition aufzuzeigen, und beschränkt sich damit die Serviceleistung der Bibliothek doch wieder nur auf die friktionsfreie Bereitstellung des konkret Nachgefragten? Da wären wir wieder bei der vollautomatisierten Wissensfabrik.

N: Du meinst, entweder Bibliothekar/innen fungieren in der Beratung der Studierenden als Quasi-Lehrende oder sie können wegautomatisiert werden.

H: Welche Rolle haben dann Bibliothekar/innen? Es bräuchte einen Unterschied, der überzeugt. Unterstützer im Dienst der Sache zu sein mag manchmal schwer sein, aber ich sehe keine Alternative.

N: Ich kann mir zwar vorstellen, dass wir, wenn wir fachlich kompetent sind, Hinweise auf eine alternative Theorie geben können, allerdings immer mit der salvatorischen Klausel: Ich würde das so sehen, aber man kann es auch anders sehen. Das darf nie in Richtung Indoktrinierung gehen. Also wenn du meinst, dass wir in der Beratung von Studierenden quasi wissenschaftliche Diskursräume eröffnen können, bin ich einverstanden. In diesem Sinne wären wir Bibliothekare *gatekeeper* im besten Sinne des Wortes. Allerdings sollten wir, ähnlich wie im Bestandsaufbau, neutral und wertfrei sein, zumindest dem Anspruch nach, fachkompetent sowieso.

H: Warum ist dir Neutralität und Wertfreiheit so wichtig?

N: Diese Prinzipien sind nicht ein Alibi der Bequemlichkeit, um ja nicht mit den Anliegen unserer Benutzer/innen und dem wissenschaftlichen Diskurs in Berührung zu kommen. Bibliothekar/innen, die vielleicht so denken, ist es egal, ob sie Bücher inventarisieren, katalogisieren, mit RFID-Chips versehen, entleihen, mit einem logistisch aufwändigen Shuttle-Dienst transferieren – oder Waren im Supermarkt oder Pakete wie bei der Post. Es gibt Bibliothekar/innen, die unter dieser Form der Entfremdung vom Buch leiden, in ihrer Logik wäre es durchaus konsequent, dass sie von der vollautomatisierten Bibliothek träumen.

Nein, Neutralität und Wertfreiheit sind informationsethische Prinzipien für die bibliothekarische Arbeit. Für den Bestandsaufbau und für die Informationserschließung, in der Klassifikation, in der Indexierung und in der Beratung der Benutzer/innen – die ja wie gesagt auch Informationserschließung ist. Eigentlich sind dies regulative Ideen, da in der Praxis absolute Neutralität und Wertfreiheit ohnedies nicht möglich ist, sonst käme es ja zu keiner Selektion. Aber ich bin überzeugt, dass diese Prinzipien wesentliche Fundamente einer Bibliothek sind, die ein Garant für Stabilität und Verlässlichkeit des gespeicherten Wissens sein soll – und auch der Grund, warum Benutzer/innen den Bibliothekar/innen *vertrauen* können, im Unterschied zu Suchmaschinen.

H: Vertrauen ist das flüchtigste Kapital, wenn ich mich da sinngemäß richtig erinnere an einen Ausspruch Edzard Reuters. Über lange Zeit aufgebaut und schnell zerstört. Kannst du noch näher ausführen, warum ich Bibliothekar/innen mehr vertrauen kann als einer Suchmaschine?

N: Erstens: Du hast von der Fähigkeit zu kritischer Reflexion gesprochen, die neben der Ausbildung für den Beruf ein wichtiges Ziel der universitären Lehre ist. Kritische Reflexion ist begründet auf dem Prinzip der Autonomie, welches Immanuel Kant formuliert

hat: Der Mensch muss „sich seines eigenen Verstandes bedienen“ lernen. Bildung beruht auf der selbstbestimmten, kritisch reflektierenden Auseinandersetzung mit Wissen.

Zweitens: Niemand verfügt aber über das gesamte Wissen, man muss auf externe Wissensquellen zurückgreifen – auf Information, also Wissen, welches benötigt wird. Auch für die Suche nach Information muss das Prinzip der Autonomie gelten, es kann ja nicht egal sein, mit welchem Wissen sich kritische Reflexion auseinandersetzt. Der Informationswissenschaftler Rainer Kuhlen hat dafür den Begriff der *informationellen Selbstbestimmtheit* geprägt, d.h., um es nach Kant zu formulieren, der Mensch soll sich in der Suche nach Information seiner Informationskompetenz bedienen.

Drittens: Der Mensch ist nun einmal ein Mängelwesen, er kann nicht nur nicht über das gesamte Wissen verfügen, auch seine Kompetenz, selbstbestimmt nach Information zu suchen, reicht nicht aus. Er muss demnach delegieren, sich dabei helfen lassen, wobei er seine informationelle Selbstbestimmtheit nicht aufgibt – unter der Voraussetzung, dass er dem, der hilft, *vertrauen* kann. Doch wem kann der Informationssuchende am ehesten vertrauen? Du ahnst schon meine Antwort: nicht der Suchmaschine, das hieße auf informationelle Selbstbestimmtheit verzichten – sondern dem Bibliothekar oder der Bibliothekarin.

H: Quasi als Robin Hood der informationell Entrechteten?! Das setzt dauerhaft gelebtes Professionsethos voraus, das professionsintern immer wieder erneuert wird, um in der Beziehung zu den Nutzer/innen wirksam zu werden. Selbstläufer ist das in keiner Profession.

N: Ja, da stimme ich dir zu. Ich denke, dass ich jetzt den *Mehrwert* der bibliothekarischen Dienstleistung formulieren und damit den Unterschied zur vollautomatisierten Wissensfabrik klar machen kann, den du so eindringlich eingefordert hast. Es geht genau um dieses Spannungsfeld: einerseits die professionellen, komplexen, durchaus auch subjektiven Relevanzkriterien, über die der Bibliothekar verfügt – nicht aber, wie gesagt, die Suchmaschine. Andererseits die regulativen Ideen der Neutralität und Wertfreiheit, die Bibliothekar/innen leiten, wenn sie aufgrund ihres Relevanzsystems Literatur auswählen – an diesen Prinzipien können sich Suchmaschinen nicht orientieren, auch nicht die Suchmaschinenbetreiber, im Gegenteil, eher geht es da um Marktführerschaft und kommerzielle Interessen. Die bibliothekarische Arbeit ist in diesem Spannungsfeld, wenn sie reflektiert gelebt wird, ein sensibler *Balanceakt*, d.h. gute Bibliothekar/innen machen es sich nicht leicht, und das ist letztlich der Grund, warum ihnen vertraut werden kann.

H: Ich sehe, du hast hohe Erwartungen, was die Zielsetzungen der Bibliothek und das Kompetenzprofil Deiner Mitarbeiter/innen angeht.

N: Mag sein. Vertrauen verdient der gute Bibliothekar, wenn er Fach-, Beziehungs- und Informationskompetenz hat, wenn er die Vertrauenswürdigkeit von Informationsressourcen abschätzen kann, also in hohem Maße informationell selbstbestimmt ist. Dann ist er Berater und Coach für alle, die Informationen suchen und die das im Modus der informationellen Selbstbestimmtheit nicht selbst tun können.

Dafür müssen natürlich auch Rahmenbedingungen geschaffen werden. Das Bibliotheksmanagement muss einen Paradigmenwechsel machen von der technikorientierten Informationsversorgung zu einer Informationsvermittlung, die sich an Nutzer/innen orientiert. Die technischen Infrastrukturen sollten selbstverständlich sein, die Bibliothek muss sich konzentrieren auf die Vermittlung der global verfügbaren Informationen und zwar zielgruppenorientiert.

Und es muss eine entsprechende Organisationsform der Bibliothek geschaffen werden, damit für die einzelnen Fakultäten, für spezifische Wissenschaftsdisziplinen und Studienfächer ein passendes Dienstleistungsangebot erbracht werden kann. Es ist nicht zielführend, die Informationsvermittlung nach einem einheitlichen Zuschnitt für eine ganze Universität zu verordnen und unterschiedliche Nachfragestrukturen zu standardisieren. Die zentrale Einrichtung kann unmöglich allein Ansprechpartner sein für alle wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen und Studierenden, da sie systembedingt auf Standardisierung und Vereinheitlichung orientiert ist. Es bedarf also dezentraler bibliothekarischer Einrichtung mit spezifischen Zuständigkeiten, und es wäre kontraproduktiv, die Aufgaben einer dezentralen Bibliothek auf basale Services herunterzufahren und bspw. nur mehr Arbeitsplätze für Studierende und Entlehnmöglichkeit im Selfservicebetrieb anzubieten. Ein solches Bibliotheksmanagement würde an der Diversität der Bibliotheksbenutzer/innen vorbei arbeiten. Die Orientierung auf Diversität ist die Zukunft der Bibliothek. Sie schafft Win-Win-Szenarien für die Stakeholder der Bibliothek. Für Forschende, Lehrende und Studierende, indem ihnen personalisiert Informationsvermittlung angeboten wird. Für die Mitarbeiter/innen der Bibliothek, die in einem Arbeitsfeld mit klaren Zuständigkeiten und Zielen auch mit ihrer Diversität und Vielfalt zur Optimierung der Orientierung an den Nutzer/innen und zu deren Zufriedenheit beitragen, woraus sie persönliche Motivation und Arbeitszufriedenheit gewinnen.

H: Wenn ich das recht sehe, kommt die wirkliche Aufgabe der Bibliothek dann in Sicht, wenn das Ziel universitärer Lehre in Ausbildung *und* in Bildung gesehen wird. Denn Bildung ist selbstbestimmte kritische Reflexion von Wissen, und dazu gehört es auch, selbstbestimmt Informationen suchen und selektieren zu können.

N: Ja, in Abwandlung des Slogans der Wirtschaftskammer kann man sagen: Geht es der Bildung gut, geht es der Bibliothek gut. Und richtig gut geht es der Bibliothek, wenn man nicht an ihre vollständige Automatisierbarkeit glaubt.

Wenn die Aufgabe der Bibliothek ausschließlich darin bestünde, die Studierenden mit Literatur, die sie konkret nachfragen, zu versorgen, wäre der Mehrwert der Bibliotheksarbeit nicht sichtbar, das wäre ein sehr flaches Versorgungskonzept – und ein automatisierbares Szenario. Der Studierende benötigt bspw. ein Lehrbuch, er findet es im Suchportal, löst per Mausklick eine Bestellung aus, sofort setzt sich ein Roboter in Bewegung und holt im Lager (so heißt das dann) mit Hilfe des RFID-Chips das Buch aus dem Regal usw. – in Krankenhäusern ist das gang und gäbe mit den in Papierform vorliegenden Krankengeschichten. Oder die Suchmaschine serviert dem Studierenden auf seine natürlichsprachliche Suchanfrage „Was versteht man unter Medienbildung?“ schön aufbereitet, gefiltert, sozusagen *ad usum Delphini*, im FAQ-Stil ein Textstück Lehrbuchwissen.

Hängt die Möglichkeit zu automatisieren nicht auch damit zusammen, dass Wissen im Sinne von Ausbildung nur zweckorientiert gesehen wird? Und könnte man demnach nicht allgemein die Hypothese wagen, dass Ausbildung, was ihre Inhalte und Praxis betrifft, automatisierbar ist, während Bildung es prinzipiell nicht sein kann? Denn ein ähnlich flaches, automatisierbares Versorgungskonzept ließe sich dann auch auf die Lehre anwenden: Lehrende versorgen Studierende mit standardisiertem Lehrbuchwissen, das diese in der Prüfung reproduzieren müssen, ebenso standardisiert z.B. als Multiple-Choice-Frage. Wo ist die Leistung der Lehre? Ihr Mehrwert? Gefälliges Entertainment?

H: Ja, diese Volte liegt nahe, aber ich würde das als alleinige Form für die Leistungserbringung in der Lehre genau so wenig wollen wie du für die Bibliothek. Sicher: Wenn Studierenden durch Lehrende nur das vorgelesen würde, was sie selbst im Lehrbuch lesen können, dann wäre das nicht zeitgemäß. Sobald allerdings in der Lehrveranstaltung z. B. eine Systematisierung des Stoffes geboten wird, die über das Lehrbuch hinaus geht, sobald ein Perspektivenwechsel durch neue Bezüge und die Kritik des Bestehenden geleistet wird, also über den Stoff gesprochen wird, statt ihn nur standardisiert zu präsentieren, oder indem eine technisch gestützte, interaktive Didaktik für große Gruppen genutzt wird, *dann* brauche ich engagierte Personen und keine ansprechende DVD oder sonstige Konservenlösung. Letztere mag in Teilbereichen eine Alternative sein, aber wie bei dir auch liegt der Bildungsmehrwert nicht in den standardisierten Lösungen.

N: Im Zusammenhang mit dem Bildungsauftrag der Universität sehe ich noch eine weitere Aufgabe der Bibliothek, die sie nicht nur als unterstützende Dienstleistungseinrichtung, sondern direkt in die Pflicht nimmt. Dass sich Benutzer/innen überhaupt an uns wenden und uns Vertrauen schenken, setzt voraus, dass sie sensibilisiert sind für die Gefährdung der informationellen Selbstbestimmtheit, z.B. in der Benutzung von Suchmaschinen. Und das setzt kritische Reflexion voraus, die sich nicht nur auf Wissen *an sich* bezieht, sondern auch auf die Art und Weise, *wie* man zu Wissen *kommt*. Deshalb lehne

ich es ab, wenn man Informationskompetenz als Handwerkszeug bezeichnet. Die Studierenden sollten bspw. in Abschlussarbeiten klarlegen, *wo* und *wie* sie welche Quellen gefunden haben, der Weg zu den Quellen sollte genauso, durchaus im forschungsmethodischen Sinn, intersubjektiv nachprüfbar sein. Im Prinzip kann man ja das Recherchieren und Dokumentieren wissenschaftlicher Informationen, was die Gütekriterien betrifft, mit der Erhebung und Auswertung von empirischen Daten vergleichen.

H: Das wäre eine nahezu subversive Aufgabe der Bibliothek, die Skepsis der Studierenden im Umgang mit Informationen zu fördern.

N: Sie kann Problembewusstsein bilden für einen selbstbestimmten, kritisch reflektierten Umgang mit der Vielfalt von Informationsressourcen, Suchmaschinen, Discovery Systemen, Katalogen, Referenz- und Volltextdatenbanken usw. Neben ihren üblichen Aufgaben – die Verlässlichkeit und Zugänglichkeit der Informationen zu garantieren und diese zu erschließen – hat die Bibliothek in der Informationsgesellschaft auch einen Bildungsauftrag, sie ist eine moralische Anstalt, sie hat einen pädagogischen Auftrag, sie soll ein Mahnmal für informationelle Selbstbestimmtheit sein.

H: D'accord, wenn auch mit weniger Pathos.

N: Mit Pathos überzeugt man, sagt Aristoteles in seiner Rhetorik, ähnlich wie mit Ethos und Logos.

H: Wenn wir schon beim Logos sind, dann wäre die konsequente nächste Frage die nach der *Qualität*, mit der die Bibliothek diese Rolle ausfüllt, konkret nach der *Qualitätsdarlegung*. Wenn ich mich an der Typologie der fünf Qualitätsdimensionen von Harvey & Green orientiere, dann geht es sinngemäß um Exzellenz, Null Fehler, Stakeholderzentriertheit, einen Gegenwert für den Steuer-Euro und letztlich um die Frage der Transformation, d. h. wie nachhaltig mich das Studium bzw. hier fokussierter die Nutzung der Bibliothek und die dadurch erschlossenen Quellen verändert haben. Gerade die letztgenannte Dimension geht über Service für Konsument/innen hinaus. Es hat vielmehr mit selbstbestimmtem Lernen durch Irritation, mit Perspektivwechsel und kritischer Reflektion von Standpunkten zu tun, und ich sehe sofort die Beziehung dieser Dimension zur Thematik der Bildung.

Aber genau in dieser Dimension habe ich auch die größten Probleme in der nachvollziehbaren Qualitätsdarlegung, denn wenn Qualität im Zusammentreffen der Beteiligten in den Ausbildungs- und Bildungssituationen immer wieder neu entsteht und in Transformation mündet oder eben auch nicht, dann ist dieser Prozess schwer in eine Kennzahl zu verdichten.

Gleichzeitig hätten wir aber im Qualitätsmanagement gerne die relevanten Steuerungskennzahlen, die uns sagen, wann wir in welchem Ausmaß handeln sollen. Gibt es diesen Trend auch in der Qualitätsdarlegung der bibliothekarischen Dienstleistung?

N: Ein kurzer Blick zurück zeigt, dass es noch vor ca. 15 Jahren üblich war, dass Bibliotheken einen Jahresbericht erstellten. In diesem gab es überwiegend einen narrativen Teil, der mit statistischen Zahlen über Ausgaben für Bücher, Zeitschriften, Datenbanken, geschätzte Entlehnzahlen usw. garniert war. Man muss bedenken, dass die Erhebung der Daten sehr aufwändig war – Heinz Hauffe, unser EDV- und Datenbank-Experte der ersten Stunde und späterer Vizedirektor, hatte in den früheren 1980er Jahren ein Fortran-Programm für die sog. Erwerbungsstatistik entwickelt, ich durfte es in den 1990er in Pascal neu programmieren. Früher konnten auch die Verantwortlichen von Fakultäts- und Fachbibliotheken ein Jahres-Resümee verfassen – insgesamt eine wertvolle Dokumentation und aufschlussreicher, was die Geschichte des Hauses betrifft, als die Jahresberichte ab den 2000er Jahren. Hier hat sich das Verhältnis fast umgedreht, mehr Daten und Kennzahlen, der Text wird punktiv, plakativ, marketingorientiert. Dass seitdem Zahlen im Zentrum stehen, hängt wohl auch mit dem UG 2002 zusammen, wonach die Universitäten eine Wissensbilanz erstellen müssen, in die einige Kennzahlen der Bibliothek einfließen, aber auch mit den knapper werdenden Budgets. Das hat zu einer Fokussierung auf Leistungsmessung und Qualitätsmanagement geführt. Dafür gibt es etliche Standards und Normen für Leistungsmessung, Qualitätsmanagement und Zertifizierung. Viele Bibliotheken in Deutschland und Österreich stellen ihre Kennzahlen für den Bibliotheksindex (BIX) zur Verfügung, die als Indikatoren der Leistung einer Bibliothek interpretiert werden, was Rückschlüsse zulässt im Hinblick auf Infrastruktur, Nutzung, Effizienz und Entwicklungspotential einer Bibliothek sowie einen Vergleich mit anderen Bibliotheken möglich macht. Leistungsmessung und Qualitätsmanagement in quantitativer Hinsicht ist also gut entwickelt.

H: Vielleicht ist die hier anklingende Fokussierung auf derartige Quantitäten aber auch kontraproduktiv. An einen Aufsatztitel aus der Evaluationsdebatte erinnere ich mich, der heißt in etwa, dass das Schwein vom Wiegen nicht fetter wird. Natürlich ist es eine Qualitätsverbesserung, wenn das Buch „reist“ und nicht die Besteller, oder wenn Automaten geringere Wartezeiten ermöglichen – zumindest so lange sie funktionieren bzw. das noch vorhandene Personal in der Lage ist, Maschinendefekte zeitnah abzufangen. Da kann ich eingesparte Wege und Zeiten berechnen, und Frederick Winslow Taylor hätte seine helle Freude an dieser Beseitigung von Verschwendung gehabt. Aber eine tayloristische Betriebsoptimierung ist nicht ohne Kosten im weiteren Sinn zu haben.

Am einfachsten einsehbar ist, dass das Messen selbst Ressourcen kostet. Die Rede von der „Evaluationitis“ verdeutlicht, dass das eine organisationale Krankheit werden kann,

die selbst verschwenderische Züge in sich trägt, obwohl man mit Hilfe der Evaluation nur sich und anderen bestätigen wollte, wie effektiv und effizient man wirtschaftet. Werden die Kosten der Evaluation, oder meinetwegen auch von Controlling immer durch den Transparenzgewinn aufgewogen? Was geht an Produktivzeit verloren, in unserem Fall also an Beratungszeit für Bibliotheksnutzer/innen, während für das Qualitätsmanagement dokumentiert wird?

Weiters lenkt das Messen die Aufmerksamkeit auf das Messbare. Und Aufmerksamkeit ist ein sehr knappes Gut. Handlungen oder so genannte Managemententscheidungen, die aus dieser Form der Aufmerksamkeitslenkung resultieren, sind also messwertgetrieben, frei nach dem gemeinhin bekannten Spruch „what gets measured gets done“. Dagegen ist so lange nichts einzuwenden, solange bewusst bleibt, dass Quantitäten nur eine begrenzte Aussagekraft haben, weil sie nicht alle Qualitätsdimensionen gleichermaßen transparent machen können. Das ist kein Fehler der Messung, sondern ein Fehler in der *Erwartungshaltung* an die Messung.

Folglich müsste ich mich im Management systematisch vom Messfetisch emanzipieren und fragen, wo meine Intervention notwendig ist, obwohl (oder gerade weil!) dort keine Messwerte vorliegen.

N: Dann heißt das doch ganz klar, wir müssen uns mit der Qualität der Bibliothek im Hinblick auf den nicht messbaren Anteil ihrer Dienstleistung beschäftigen, der *immaterielle* Anteil muss mehr beleuchtet werden. Das würde uns erlauben, die Legitimationsbasis der Bibliothek unter den Gegebenheiten knapper Budgets, technologischer Entwicklung und der sich verändernden Wissenschaftskommunikation zu verbreitern. Doch wie kann man sich das vorstellen?

H: Meine Kollegen, Martin Piber und Matti Skoog, und ich haben vor längerer Zeit an einer größeren staatlichen Universität in Österreich mit wissenschaftlichem und nicht-wissenschaftlichem Personal gemeinsam zu klären versucht, was der spezifische Charakter universitären Wissens ist, was zu seiner Entstehung und Verwendung dazu gehört, ob die universitären Leistungsprozesse dazu passen und was von dem Wissen zwischenmenschlich weitergegeben, verschriftlicht, quantifiziert oder sonst irgendwie abgebildet werden könnte.

Das Ergebnis dieser Gespräche hat die Gemengelage deutlich gemacht, in der auch eine Bibliothek eingebettet ist: Wissen ist zentraler Bestandteil der Universität, hat in Summe aber ausdifferenziertere Eigenschaften, als es sich in den üblichen Metriken zur Darstellung des intellektuellen Vermögens für eine Wissensbilanz wiederfinden lässt. Die Gesprächspartner haben kaum Berührungängste mit Kennzahlen, aber sie hinterfragen deren Sinn.

Die Entstehung und Weiterentwicklung von Wissen ist an basale Routinen des „Miteinander“ gekoppelt, also diskutieren, kommentieren, argumentativ widersprechen. Gleiches gilt für die Lehre. Studierende sollen Problemlösungskompetenz in fachlicher, sozialer und konzeptioneller Hinsicht erwerben. Das fordert die didaktischen Qualitäten des Lehrpersonals und im weiteren Kreis auch derjenigen, mit denen die Studierenden in diesem Sinne arbeiten wollen: also auch der Bibliothek. Diese kontextgebundenen, kommunikativen Prozesse finden sich aber nicht in einer abstrahierenden Wissensbilanz, sie entziehen sich in ihrer Dynamik weitgehend einer quantitativen Bilanzierung.

N: Können wir nicht nochmals überlegen, zumindest theoretisch, ob dafür nicht doch differenzierte quantifizierende Möglichkeiten geeignet sind? Gibt es nicht einen Indikator, der z.B. erfasst, wie viele alternative Denkmöglichkeiten dem nachfragenden Studierenden durch die Bibliothek vermittelt wurden?

H: Selbst wenn wir diesen Indikator kreieren, indem wir, vielleicht sogar mit vertretbarem Zeitaufwand, protokollieren, wie viele alternative Denkmöglichkeiten Bibliothekar/innen als Relevanzberater/innen im Verlauf des Beratungsprozesses bei diversen Anspruchsgruppen platziert haben – der Effekt im Sinne einer Qualität als Transformation dieser Stakeholder wäre darin kaum enthalten. Dafür müsste ich darstellen können, wie bei diesen ein Transformationsprozess passiert, wie alternative Denkmöglichkeiten deren Handlungen verändern. Aber wann setzt dieser Transformationsprozess ein? Ist er auf die Aktivität der Bibliothekar/innen rückführbar und zu welchem Anteil? Wir können Input auflisten (so viel Bestand wird aufgebaut) und Verwendung zählen (so viel davon wird entlehnt), aber nicht Wirkungen quantifizieren.

Wissen entsteht erst beim Suchenden im Betrachten der anderen Denkmöglichkeit, wodurch etwas gelernt wird, was vielleicht niemand bewusst gelehrt hat. Wissensgenerierung bzw. Lernen ist ein ergebnisoffenes Spiel. Entlehnstatistiken sagen aus, wie oft ein Buch physisch bewegt wird. Psychische Bewegung im Sinne von Lektüre und Erkenntnisgewinn ist als Prozess nicht direkt über diese Zahlen nachweisbar. Selbst wenn ein entlehntes Buch dann in einem Literaturverzeichnis auftaucht, ist das kein Indiz dafür, was dieses Buch beim Autor oder der Autorin ausgelöst hat. Auch der Einstieg in den Textabschnitt, in dem die Quelle verarbeitet wurde, erlaubt keinen vollständigen Aufschluss darüber – geschweige denn, was dies alles bei weiteren möglichen Leser/innen des Textes auslöst. Aus dieser Unsicherheit können uns die Entlehnzahlen nicht befreien, ihre Aussagekraft ist dazu nicht hinreichend. Da kommt die Metrik an ihre Repräsentationsgrenze.

N: Da zeigt sich für mich, dass die Techniken der Datenerhebung zur Messung dieser Wirkungsverläufe in dieser Form ins Groteske führen können. Und zudem stoßen wir noch auf eine andere Grenze des Messbaren, es gibt ja noch andere immaterielle Werte

der Bibliothek: Sie ist sozialer Ort, Treffpunkt, ein Ort des Sehens und Gesehen-Werdens, ein Ort der Kontemplation, des disziplinierten und strukturierten Lernens, ein ästhetisches Bauwerk, ein Ort der Öffentlichkeit, des Egalitären, wo alle Bücher für alle gleichermaßen zur Verfügung stehen. Wie kann man aber diese Qualitäten, die ja wirklich Relevanz haben für Entscheidungen im Bibliotheksmanagement, z.B. in Budgetverhandlungen, darlegen?

H: Es wird wohl komplex bleiben, weil die Bibliothek, wie die Universität selbst ja auch, vieles gleichzeitig ist. Du hast ja auch Qualitäten gesagt, Plural, und das kommt mir tref-fend vor.

Wir sind für meine Begriffe an einer Weggabelung. Wir wissen einerseits: Noch mehr Messen löst das Problem der umfassenden Darlegung von Qualitäten nicht. Und wenn ich mir all die anderen Charakteristika der Bibliothek anschau, die du gerade genannt hast, dann wird das nur noch deutlicher. Wir wissen andererseits, dass generell dem Messbaren und Materiellen ein höherer Stellenwert eingeräumt wird als dem Nichtmessbaren und Immateriellen. Ergo werden wir die Aufmerksamkeit verschieben müssen: weg von raffinierteren Messmethoden, hin zu Methoden der Qualitätsdarlegung. Selbst in der Wissensbilanz gibt es einen narrativen Teil, die früheren Bibliotheksberichte waren ebenfalls stärker erzählend, und vielleicht müssen wir zum Teil dahin zurück ...

N: ... zu einer im Vergleich zur Indikatorenbildung und Messung offeneren Form der Darlegung?

H: Ja, denn im Bereich jenseits der Metrik würde es z. B. neben Rechenschaftslegung und Kontrolle darum gehen, wie sich eine Verbesserung in der Entwicklung einer Qualitätskultur darstellen ließe. Dazu mag es gehören, eine Selbsteinschätzung zu verfassen, sich danach extern begutachten zu lassen und sich mit dem Bericht dieser „Peers“ als Spiegel der Selbsteinschätzung auseinander zu setzen.

N: Die zur Zeit gängige Praxis, nämlich Statistiken und Quantitäten in einen sprachlichen Kontext zu stellen, ist sicher eine Herangehensweise, nur zeigt sich hier eher ein marketingtechnischer Gebrauch der Sprache. Da geht es in den Berichten darum, Zahlen nett zu illustrieren, also aufzuwerten. Da wird ein eigenständiger Wert der Qualitätsdarlegung über Sprache nicht sichtbar, Sprache verliert in dem Punkt an Authentizität.

H: Ja, das wäre eine fatale Banalisierung, die aber wiederum nur kommunikativ bzw. sprachlich zu relativieren wäre. Bis zu einem gewissen Grad beruhigend ist, dass sich Qualitätsentwicklung auch ohne unser Zutun permanent abspielt, weil sich die Universität, die Bibliothek und das darin tätige Personal täglich entwickeln. Das relativiert die

Wirkung punktueller und primär quantitativer Berichte über Qualität. Angesichts dessen wäre zu überlegen, wie die Qualitätsdarlegung als konkreter Prozess und das Gespräch über die Qualitätsdarlegung als Metadiskurs in Bewegung gehalten werden könnte. Ich könnte mir ein „Bibliotheks-Café“ als sinnvolles Format vorstellen, als Forum, zu dem Bibliothekar/innen, wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Mitarbeiter/innen und Studierende kommen.

N: Ein solches Forum scheint mir ein möglicher Ort zu sein, um über die Qualitäten der Bibliothek offen zu reden. Aber das macht das, was dort diskutiert werden soll, für mich noch nicht greifbar.

H: Du hast Recht, das Format klärt noch keinen Inhalt.

N: Zuerst sollten wir zwei Ebenen der Diskussion unterscheiden. Man kann – wie wir das jetzt tun – auf einer Metaebene über die Möglichkeit der Beschreibung der Qualität bibliothekarischer Arbeit sprechen. Vor allem soll es aber auch um die Qualität konkret *einer* Bibliothek gehen, an einem Fallbeispiel sozusagen. Das Format dieses Gespräches, also wie man über Qualitäten in diesem Kontext sprechen kann, welche Schwerpunkte, welche Fragestellungen, welche Forschungsfragen dafür bedeutsam sind, könnte sich klären im Prozess und in der quasi forschungsmethodischen Reflexion dieses Prozesses. Ich kann mir das durchaus vorstellen als qualitatives Forschungsprojekt im Sinne der *action research*. Die Kommunikation zwischen den Stakeholder der Bibliothek ist ja wie schon mehrmals betont die Voraussetzung, um die Aufgaben einer Bibliothek konkret definieren zu können, v.a. um die Dienstleistung einer bibliothekarischen Einrichtung vor Ort gestalten zu können, die den spezifischen Wissenschaftsdisziplinen und Studienfächer gerecht wird. Kommunikation ist aber auch die Voraussetzung, um Qualität der Dienstleistung darlegen zu können.

Kommunikation muss also initiiert werden. Wissenschaftliche Mitarbeiter/innen, Studierende, Bibliothekar/innen finden sich im „Bibliotheks-Café“, wie du es angeregt hast, zu einer Gruppendiskussion, in der Perspektiven, Wünsche, subjektive Theorien usw. ausgetauscht werden. Die Diskussion wird aufgezeichnet, in einer qualitativen Datenanalyse ausgewertet und in einer Folgesitzung mit allen Beteiligten akkordiert, d.h. kommunikativ validiert. Zusätzlich könnte auch Textmaterial von Bibliotheksseite, also Jahresberichte oder Web-Seiten usw., in die Datenanalyse miteinbezogen werden.

Nach Möglichkeit sollte die Projektleitung und insbesondere die qualitative Datenanalyse durch externe Personen übernommen werden. Durchaus vorstellbar ist dies auch als studentisches Forschungsprojekt, das im Rahmen einer Lehrveranstaltung durchgeführt wird, das wäre wohl ein gutes Beispiel forschungsgeleiteter universitärer Lehre, wo auch Bibliothekar/innen mit im Spiel sein können.

Insgesamt könnten sich entscheidende Mehrwerte ergeben im Vergleich zu einer rein auf Zahlenmaterial beruhenden Qualitätsdarlegung. Das Ergebnis kann ein wertvoller Input für das Bibliotheksmanagement sein, es ist insofern handlungsrelevant. Das Ergebnis ist zudem forschungsmethodisch reflektiert, da der Prozess der Qualitätsdarlegung und seine Reflexion parallel laufen. Und vor allem kann das Ergebnis quasi als *grounded theory* gesehen werden, es beruht ja auf Statements der Stakeholder der Bibliothek, die wirklich ernst genommen werden. Insgesamt könnte so die quantitative Engführung und Vereinfachung in der Qualitätsdarstellung der Bibliothek vermieden bzw. um zusätzliche Aspekte von Qualität ergänzt werden.

H: Ja, ich denke, das wäre durchaus eine Option, wie das Forum ein sinnvolles Format gewinnen könnte, eine wertvolle Ergänzung. Mir geht es um die Handhabung einer Paradoxie: Wir halten unsere ganzen Zahlenwerke für sehr konkret, indem wir suggerieren, dass die Zahlen für sich selbst sprechen und wirklich Fakten wiedergeben. Das ist eine beharrliche Fiktion. Zu mir hat noch keine Zahl „von selbst gesprochen“. Für mich ist es vielmehr so, dass die Zahl erst in einem Akt der Interpretation kontextualisiert wird. Vorher ist sie insofern abstrakt, als ihr noch keine Bedeutung und kein Kontext zugeschrieben wurde. Wir wünschen uns eine konkrete Repräsentation von Qualität, wählen uns dazu aber ein abstraktes, verdichtendes, reduzierendes Mittel: Zahlenwerke. Über diese Paradoxie kann geredet und auch gestritten werden. Dann entsteht bereits in dieser Rede eine Darlegungsqualität, die eine differenzierte Qualitätsdarlegung jenseits der Zahlenwerke erlaubt.

N: Ich danke dir für das Gespräch und freue mich auf ein Treffen im Bibliotheks-Café, ...

H: ... wo wir dann bei einem Espresso unsere Gedanken weiter führen werden. Herzlichen Dank auch dir.

Literaturhinweise

- Bauer, Bruno; Schiller, Robert (2014): Exzellenz und Mittelmaß. Hochschulbibliotheken im Spannungsfeld von Leistungsmessung, Zertifizierung, Rankings, Ratings und Benchmarking. In: Konstanze Söllner und Wilfried Sühl-Strohmenger (Hg.): Handbuch Hochschulbibliothekssysteme. Leistungsfähige Informationsinfrastrukturen für Wissenschaft und Studium. Berlin: De Gruyter, S. 548–560.
- Habersam, Michael; Piber, Martin (2006): Wissensbilanz und Leistungsdifferenz: Zur Aussagekraft metrischer Controller-Logik. In: Welte, Heike; Auer, Manfred; Meister-Scheytt, Claudia (Hrsg.): Management von Universitäten: zwischen Tradition und (Post-)Moderne. 2. Aufl. München u.a.: Hampp, S. 353 - 376.
- Habersam, Michael; Piber, Martin; Skoog, Matti (2013): Knowledge balance sheets in Austrian universities: The implementation, use, and re-shaping of measurement and management practices. In: Critical Perspectives on Accounting 24 (4-5), S. 319-337.
- Harvey, Lee; Green, Diana (1993): Defining Quality. In: Assessment & Evaluation in Higher Education 18 (1), S. 9-34.
- Janes, Joseph (Hg.) (2013): Library 2020. Today's leading visionaries describe tomorrow's library. Lanham Md. u.a: Scarecrow.
- Laske, Stephan; Meister-Scheytt, Claudia; Weiskopf, Richard (2000): Qualitäten der Qualität in Universitäten. In: Laske, Stephan, Habersam, Michael, Kappler, Ekkehard (Hrsg.): Qualitätsentwicklung in Universitäten. Konzepte, Prozesse, Wirkungen, München u.a.: Hampp, S. 177 - 201.
- Niedermair, Klaus (2010): Recherchieren und Dokumentieren. Der richtige Umgang mit Literatur im Studium. 1. Aufl. Konstanz: UVK-Verl.-Ges. (Studieren, aber richtig, UTB 3356).
- Niedermair, Klaus (2014): Die Bibliothek für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften der Universitäts- und Landesbibliothek Tirol. In: Konstanze Söllner und Wilfried Sühl-Strohmenger (Hg.): Handbuch Hochschulbibliothekssysteme. Leistungsfähige Informationsinfrastrukturen für Wissenschaft und Studium. Berlin: De Gruyter, S. 207-218.
- Niedermair, Klaus (2014): Gefährden Suchmaschinen und Discovery-Systeme die informationelle Autonomie? In: Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare 67 (1), S. 109–125. Online unter <http://eprints.rclis.org/22983/>

Rupert Sendlhofer

Bibliotheken und WissenschaftlerInnen – Eine Beziehung im Umbruch

Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht die dynamische Beziehung zwischen Bibliotheken und WissenschaftlerInnen. Zuerst werden die wissenschaftlichen, technologischen und finanziellen Entwicklungen herausgearbeitet, die in den letzten Jahrzehnten zu massiven Veränderungen in dieser Beziehung geführt haben. Daran anschließend wird gefragt, ob Open Access eine Lösung für die existierenden Probleme bietet und welche Vor- und Nachteile damit verbunden sind. Abschließend wird auf mögliche neue Aufgaben von Bibliotheken im Forschungsprozess eingegangen.

1. Einleitung

Manchmal sind es ganz alltägliche Erfahrungen, die uns wie ein Spiegel die Veränderungen des Lebens zeigen. Beim Kaffeeplausch in einer Sitzungspause sagt ein jüngerer, international erfolgreicher Kollege: „Ach ja, die Bibliothek, die hab ich noch gar nie von innen gesehen.“ Ich zucke kurz zusammen und denke bei mir, wie kann es so etwas geben. Dann überlege ich und stelle fest, es gibt für ihn keinen Grund mehr, die Bibliothek aufzusuchen. Alles, was er für seine wissenschaftliche Arbeit benötigt, ist unmittelbar auf seinem Computer verfügbar, und zwar weltweit und rund um die Uhr. Allmählich schweife ich mit meinen Gedanken ab und finde mich in meinen ersten Studententagen an der Universität Innsbruck wieder. Ich bin recht angetan von der Vorlesung eines engagierten Professors und will mir in der Bibliothek das Buch ausleihen, das er uns zur Lektüre empfohlen hat. Ich drücke die schwere Holztür der Universitätsbibliothek auf, gehe über die breite Treppe in den ersten Stock und stehe das erste Mal in der Benutzerabteilung. Bei einem Zettelkatalog beginne ich nach meinem Buch zu suchen. Ich bin noch völlig ungeübt und daher sehr langsam beim Suchen. Plötzlich steht jemand hinter mir, nein, eigentlich sind seine Arme bereits links und rechts von mir und helfen mir beim Suchen. Es ist Martin Wieser, der Jubilar dieser Festschrift. Er leitet damals die Benutzerabteilung. Bei den folgenden Besuchen mache ich immer wieder dieselbe Erfahrung: Herr Wieser ist immer und überall, kein Problem entgeht seinen aufmerksamen Augen.

In dieser Zeitspanne zwischen dem Kaffeeplausch mit meinem Kollegen und dem ersten Kontakt mit Martin Wieser haben sich wissenschaftliche Bibliotheken, und damit auch die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, rasant verändert. Hätte mir damals jemand vorhergesagt, wie der Zugang zur Literatur in nicht einmal drei Jahrzehnten aussehen wird, ich hätte ihn wohl als reinen Utopisten angesehen. Mit der Entwicklung des Bibliothekswesens hat sich auch die Beziehung zwischen den WissenschaftlerInnen und der Bibliothek grundlegend geändert. Es kam zu einer immer stärkeren Durchdringung des

wissenschaftlichen Arbeitsprozesses mit Informationstechnologie. Die Bibliothek im räumlichen Sinn ist immer weiter weggerückt, die Literatur dagegen ist immer näher an die WissenschaftlerInnen herangerückt.

Es ist diese dynamische Beziehung, die im Mittelpunkt meines Beitrags steht. Der Beitrag ist folgendermaßen aufgebaut: Im Abschnitt 2 werden die Kräfte herausgearbeitet, die in den letzten Jahrzehnten zu massiven Veränderungen in der Beziehung zwischen Bibliotheken und WissenschaftlerInnen geführt haben. Daran anschließend wird im Abschnitt 3 gefragt, ob Open Access eine Lösung für die existierenden Probleme bietet und welche Vor- und Nachteile damit verbunden sind. Abschließend wird im Abschnitt 4 auf mögliche neue Aufgaben von Bibliotheken im Forschungsprozess eingegangen. Der Beitrag wird sich schwerpunktmäßig auf das Gebiet der Volkswirtschaftslehre beziehen und dort, wo es sinnvoll erscheint, auf die österreichische Situation eingehen.

2. Beziehung im Umbruch

Die massiven Veränderungen in der Beziehung zwischen Bibliotheken und den Forschenden hängen mit wissenschaftlichen, technologischen und finanziellen Entwicklungen zusammen und gehen mit einem Wandel im wissenschaftlichen Kommunikationsprozess einher.

So wie in vielen anderen Disziplinen findet die Diskussion neuer Erkenntnisse in der Volkswirtschaftslehre heute zum überwiegenden Teil in Fachzeitschriften und Working Papers statt. Monographien und Sammelbände spielen wegen dieser *wissenschaftlichen Entwicklung* eine viel geringere Rolle als früher. Alle wichtigen Entscheidungen (z.B. Berufungen von ProfessorInnen, Evaluierung von Forschungsleistungen) orientieren sich mehr oder weniger an den publizierten Zeitschriftenaufsätzen, daher entstehen wissenschaftliche Karrieren vor allem durch Publikationen in den Fachzeitschriften. In diesem Umfeld ist der schnelle und umfassende Zugang zu Zeitschriftenaufsätzen essentiell für die wissenschaftliche Arbeit. Eine Beschränkung dieses Zugangs (z.B. aus finanziellen Gründen, wie weiter unten diskutiert wird) führt früher oder später zur Entwicklung von alternativen Wegen der wissenschaftlichen Kommunikation.

Durch *technologische Entwicklungen* steht die Zeitschriftenliteratur mittlerweile auch nahezu vollständig online zur Verfügung, sofern ein entsprechendes Zugriffsrecht besteht. Durch den Fortschritt der Informationstechnologie stellen ForscherInnen heute neue Anforderungen an Bibliotheken: Vor allem müssen Informationen rund um die Uhr, sofort und ortsunabhängig zur Verfügung stehen. Aufgrund der neuen Technologien gibt es eine Reihe von Alternativen bzw. Vorstufen zur traditionellen Publikation in einer Fachzeitschrift. Die Ergebnisse der Forschung können in digitaler Form im Weg der Selbstarchivierung als Eprints zur Verfügung gestellt werden (Webb et al. 2007, S.

12). Dieser Weg der „Publikation“ ist schneller und kostengünstiger als jener über eine Fachzeitschrift. So erscheint heute nahezu fast jeder Artikel als Diskussionspapier in der Form eines Preprints in einer der vielen fachspezifischen Repositorien. Von besonderer Bedeutung im volkswirtschaftlichen Bereich sind dabei z.B. SSRN – Social Science Research Network (<http://www.ssrn.com/>) und RePEc – Research Papers in Economics (<http://repec.org/>).

Um relevante Literatur im Internet zu finden, gibt es mächtige Suchmaschinen (z.B. Google Scholar), die von WissenschaftlerInnen sehr häufig genutzt werden (Calvi und Casella 2013). Das ist zumindest eine Konkurrenz und in vielen Fällen auch ein Ersatz für die traditionelle Rolle der Bibliothekskataloge beim Auffinden von Literatur. Im Gegenzug können Bibliotheken in diesem dynamischen und interaktiven Umfeld innovative Hilfestellungen anbieten, z.B. RSS-Feeds, Blogs oder Chatmöglichkeiten (Gibbons 2007, Kapitel 4 und 6; Goetsch 2008).

Parallel mit der zunehmenden Rolle von Zeitschriftenartikeln in der Forschung stieg auch der Preis für die betreffenden Zeitschriftenabonnements an. Die Abonnementpreise wuchsen in den letzten Jahrzehnten um ein Vielfaches stärker als die Budgets der betroffenen Bibliotheken. Diese *finanzielle Entwicklung* brachte die Bibliotheksbudgets unter Druck und führte zu Kürzungen bei Bücherbestellungen und Zeitschriftenabonnements. Das betreffende Phänomen wird in der Literatur oft als „Serials Crisis“ bezeichnet (Panitch und Michalak 2005).

Bergstrom (2001) diskutiert die Preisentwicklung auf dem Gebiet der volkswirtschaftlichen Fachzeitschriften. Ähnliche Strukturen und Entwicklungen können auch in anderen Disziplinen gefunden werden. Bergstrom zeigt, dass es eklatante Preisunterschiede zwischen den Zeitschriften von kommerziellen Verlagen und gemeinnützigen Anbietern (z.B. wissenschaftlichen Vereinigungen) gibt. Mittlerweile hat Bergstrom gemeinsam mit McAfee eine umfangreiche Sammlung zur Preisentwicklung von Zeitschriften für viele Wissenschaftsdisziplinen aufgebaut. Die Auswertung dieser Daten für 2013 zeigt, dass im Durchschnitt aller Disziplinen der Preis pro Zitat bei kommerziellen Verlagen 4,75 Mal so hoch ist wie bei gemeinnützigen Anbietern, für volkswirtschaftliche Fachzeitschriften liegt dieser Faktor bei 3,36 (Bergstrom und McAfee 2013).

Als Resultat verbrauchen die Abonnements von Zeitschriften kommerzieller Verlage einen sehr hohen Anteil der Bibliotheksbudgets, obwohl sie im Verhältnis dazu wenig an zitierbarer Information anbieten. Diese Preisstruktur hat sich über die Jahrzehnte entwickelt. Kommerzielle Zeitschriften wurden vor allem seit den 1960er Jahren gegründet, weil die etablierten gemeinnützigen Zeitschriften nicht in der Lage waren, den enormen Zuwachs an hochwertigen Aufsätzen zu publizieren. Nachdem sich die kommerziellen Zeitschriften eine hohe Reputation durch angesehene AutorInnen, HerausgeberInnen

und GutachterInnen aufgebaut hatten, wurden die Abonnementpreise überproportional erhöht. Diese hohen Preisanstiege waren möglich, weil die Nachfrage nach Fachzeitschriften kaum auf Preiserhöhungen reagieren kann. Da die Zeitschriften mit einer ganz spezifischen Reputation verbunden sind, können sie nicht einfach substituiert werden (Getz 2005; Panitch und Michalak 2005; Migheli und Ramello 2014).

Bergstrom (2001) bringt das Problem auf den Punkt: Die kommerziellen Verlage machen hohe Gewinne, die aus den knappen Budgets der Bibliotheken finanziert werden. In der Konsequenz behindert die Preissetzungsstrategie der Verlage die Verbreitung von Wissen. Aus seiner Sicht kann diese Marktmacht nur durch eine Koordination zwischen den WissenschaftlerInnen gebrochen werden. Er fordert daher die Scientific Community auf, etwas gegen diese Situation zu unternehmen und schlägt die folgenden Maßnahmen vor: Erhöhung des Umfangs und der Anzahl von gemeinnützigen Zeitschriften, Unterstützung von günstigen bzw. frei zugänglichen Zeitschriften und unterschiedliche Formen der Boykottierung von sehr teuren Zeitschriften. Die Forderung von Bergstrom und anderen hat Bewegung in die Zeitschriftenlandschaft gebracht. Ein Höhepunkt dieser Protestbewegung war im Jahr 2012 der öffentliche Boykottaufruf gegen die Zeitschriften von Elsevier, dem sich mittlerweile Tausende WissenschaftlerInnen aus allen Disziplinen angeschlossen haben (<http://thecostofknowledge.com/>). Dieser Boykott geht über individuelle Stellungnahmen hinaus. So hat etwa die Universität Konstanz im März 2014 beschlossen, den Lizenzvertrag mit dem Verlag Elsevier nicht weiter fortzuführen (Universität Konstanz 2014).

Alle genannten Veränderungen unterstützten die Entwicklung hin zu einem Open Access für wissenschaftliche Publikationen. Durch die Veränderungen wurden Bibliotheken vom physischen Ort der Literaturaufbewahrung immer mehr zum reinen Vermittlungsorgan zwischen Forschenden und der Literatur. Bei völlig frei verfügbaren Inhalten fällt auf den ersten Blick sogar diese Vermittlungsrolle weg. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass Bibliotheken in diesem neuen Umfeld weiterhin von Bedeutung sind und neue Aufgaben erhalten. Im folgenden Abschnitt 3 wird auf die Rolle von Open Access im wissenschaftlichen Kommunikationsprozess eingegangen, insbesondere werden die Vor- und Nachteile dieser Publikationsform erörtert. Im anschließenden Abschnitt 4 werden Beispiele für die künftigen Aufgaben von Bibliotheken diskutiert.

3. Rolle von Open Access

Viele neue Wege des wissenschaftlichen Publizierens beruhen auf der *Idee des Open Access*. Die Grundidee ist, dass die Öffentlichkeit freien Zugang zu den Ergebnissen der mit Steuergeldern finanzierten Forschung haben soll. Bei dem noch dominierenden Modell der Abonnementzahlung für Fachzeitschriften muss vom Steuerzahler zweimal bezahlt werden: Zum einen muss die Forschung finanziert werden und zum anderen muss der

Zugang zu den publizierten Aufsätzen erworben werden (Webb et al. 2007, S. 13; Kratky 2013). Außerdem sollten die Ergebnisse der Forschung möglichst allen zur Verfügung stehen, damit sich die neuen Erkenntnisse gut und schnell verbreiten. Die internationale Bedeutung von Open Access kann mit einer Auswertung der Thomson Reuters Journal Citation Reports belegt werden. Im Jahr 2011 waren ca. 13% aller Zeitschriften, 8% aller Artikel und 5% aller Zitate dem Open Access Bereich zuordenbar (West et al. 2014).

Es sind unterschiedliche *Formen des Open Access*, die sich als neue Wege des Publizierens mehr und mehr herausbilden. Im Grunde gibt es zwei Formen: Beim Goldenen Weg wird gegen eine Gebühr in Zeitschriften mit freiem Zugang publiziert oder es werden Aufsätze in traditionellen Zeitschriften freigekauft. Dieser Freikauf wird manchmal als „Hybrid Open Access“ bezeichnet. Beim Grünen Weg werden die publizierten Aufsätze auf einem institutionellen Repositorium als Postprints frei zugänglich gemacht, wobei von den Verlagen manchmal eine Embargozeit auferlegt wird (Holzner 2014; Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung 2014).

Der Goldene Weg entspricht der eigentlichen Idee des Open Access, allerdings ist es schwierig, eine Finanzierung für die betreffenden Gebühren darzustellen. Das ist vor allem in einer Übergangsphase der Fall, in der beide Kostenarten anfallen können (d.h. Abonnementgebühren für Zeitschriften und Publikationskosten). Der Grüne Weg scheint aus Ressourcensicht leichter erreichbar zu sein, allerdings führt er bei einer nicht abgestimmten Strategie der Universitäten und Forschungseinrichtungen zu einem Wirrwarr von Lösungen (Kratky 2013). Neben den vielen wertvollen Bottom-up-Initiativen (z.B. RePEc, SSRN) benötigt es eine Top-down-Koordination durch die Wissenschaftspolitik. Eine Vorreiterrolle bei der Durchsetzung von Open Access haben Großbritannien und die USA eingenommen. Die britische Regierung versucht, den Goldenen Weg durchzusetzen, während die Regierung der USA auf den Grünen Weg mit einer Embargozeit von zwölf Monaten setzt (van Noorden 2013).

Obwohl Open Access von den *österreichischen Universitäten* als wichtiges Thema angesehen wird, sind die betreffenden Strategien und vor allem die nötigen Kooperationen noch wenig entwickelt. Der Grüne Weg wird von vielen Universitäten in der einen oder anderen Form betrieben (z.B. Aufbau von institutionellen Repositorien). Der Goldene Weg wird von den Universitäten aus Ressourcengründen kaum verfolgt, womit die AutorInnen selbst bzw. Forschungsförderungseinrichtungen für eine Finanzierung sorgen müssen. Bis vor kurzem gab es auch keine Abstimmung der Open-Access-strategien auf nationaler österreichischer Ebene, mittlerweile wurde allerdings eine Kooperationsplattform, das Open Access Netzwerk Austria – OANA, gegründet (Bauer et al. 2013). Und einzelne Universitäten (z.B. die Universität Wien) haben Leitlinien für ihre Open-Access-Politik beschlossen (Universität Wien 2014).

Als größte Hürden für eine konsequente Umsetzung der Open-Access-Idee werden in einer österreichweiten Umfrage einerseits die mangelnde Sensibilisierung für das Thema (bei den Universitätsleitungen aber auch bei den WissenschaftlerInnen) und andererseits die fehlenden Ressourcen genannt (Bauer et al. 2013). Diese Ergebnisse dürften mit den potentiellen Vor- und Nachteilen von Open Access zusammenhängen. Im Folgenden wird daher Open Access aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet, und zwar aus Sicht der WissenschaftlerInnen, der Bibliotheken und Universitäten und aus jener der gesamten Gesellschaft.

Die Einstellung gegenüber Open-Access-Zeitschriften (= Goldener Weg) von *WissenschaftlerInnen* auf dem volkswirtschaftlichen Fachgebiet wurde von Migheli und Ramello (2014) mit einer internationalen Befragung untersucht. Im Kern zeigt sich ein paradoxes Ergebnis: Obwohl die WissenschaftlerInnen hohe Sympathie für Open-Access-Zeitschriften empfinden und sie diese mit positiven Effekten (größerer Leserkreis, mehr Zitate) verbinden, entscheiden sie sich trotzdem meistens für die Publikation in einer traditionellen Zeitschrift mit beschränktem Zugriff. Für die Publikationsentscheidung relevant ist letztlich das Prestige einer Zeitschrift. Wobei das niedrigere Prestige von Open-Access-Zeitschriften eine sich selbst erfüllende Prophezeiung ist, die in absehbarer Zeit nur durch einen externen Eingriff geändert werden kann.

Für WissenschaftlerInnen ist besonders interessant, in welchem Umfang Open-Access-Zeitschriften zu einer Erhöhung von Zitaten der darin publizierten Aufsätze führen. Einige frühe Arbeiten haben einen außerordentlich hohen Effekt von mehr als 300% mehr an Zitaten herausgefunden (z.B. Lawrence 2001). Selbst konservative Schätzungen haben diesen Effekt bei zumindest 25% gesehen (Houghton und Sheehan 2009). In einer neuen Arbeit zeigen McCabe und Snyder (2014), dass diese hohen Effekte auf eine ungeeignete Spezifikation der Schätzungen zurückzuführen sind. Mit Hilfe von Paneldaten gelingt es den Autoren einige der Schätzprobleme zu vermeiden. Es gibt nach wie vor einen positiven Effekt von Open Access, er ist allerdings um ein Vielfaches geringer. Wenn eine online verfügbare Zeitschrift von einem bezahlten Zugang auf Open Access umstellt, dann erhöht das die Zitate um durchschnittlich 8%. Zusätzlich haben McCabe und Snyder (2014) herausgefunden, dass dieser Effekt von der Qualität der betrachteten Zeitschrift abhängig ist. Qualitativ hochwertige Zeitschriften weisen einen positiven Open-Access-Effekt auf, während der Effekt auf qualitativ geringer eingestufte Zeitschriften sogar negativ ist. Dieses Ergebnis wird damit erklärt, dass Open Access den Wettbewerb um die Aufmerksamkeit der potentiell zitierenden Autoren erhöht.

Die Zurückhaltung von WissenschaftlerInnen gegenüber Publikationen in Open-Access-Zeitschriften ist also gut nachvollziehbar. Zum Ersten sind diese Zeitschriften aufgrund des vergleichsweise geringen Prestige keine „sicheren“ Investitionen, und zum Zweiten ist der Effekt auf die Zitierhäufigkeit nur bei hochwertigen Zeitschriften relevant und bei

niedrig eingestuften Zeitschriften sogar negativ. Zudem benötigen WissenschaftlerInnen bei Open-Access-Zeitschriften eine zusätzliche Finanzierung für die Publikationskosten.

Die Einsparungen durch Open Access entstehen vor allem bei den *Bibliotheken* und sollten deren Kosten für Zeitschriften reduzieren. Aus diesem Grund wird Open Access als eine mögliche Lösung der „Serials Crisis“ gesehen. Im Gegenzug kommt es aber zu einer Belastung der Forschungsbudgets von *Universitäten* bzw. Forschungsförderungseinrichtungen durch die anfallenden Publikationskosten. Bei einer zunehmenden Verbreitung von Open Access ist eine Umschichtung von Mitteln unvermeidbar. Der Wechsel in der Bezahlung für Zeitschriftenpublikationen von den LeserInnen zu den AutorInnen führt zu weiteren Umverteilungseffekten. Die Publikationskosten werden sich bei jenen Universitäten und Forschungseinrichtungen konzentrieren, die besonders forschungsintensiv sind, während die Nutzen von Open-Access-Publikationen weit verbreitet anfallen (Getz 2005; Houghton et al. 2009b). Die vergleichsweise langsame Vorgangsweise der Universitäten bei der Durchsetzung von Open Access ist somit verständlich.

Aus *gesamtgesellschaftlicher Sicht* bietet Open Access zwei wichtige Vorteile: Erstens besteht bei wissenschaftlichen Publikationen eine Nicht-Rivalität im Konsum. Die zusätzlichen Kosten eines weiteren Lesers sind nahezu gleich null (vor allem bei online verfügbaren Zeitschriften). Aus diesem Grund sollte die Zeitschrift für zusätzliche Leser zu einem Preis von null zur Verfügung gestellt werden. So kann der soziale Nutzen aus den Forschungsanstrengungen maximiert werden (Getz 2005; Johnson 2005). Zweitens bietet Open Access eine stärker wettbewerbsorientierte Form des wissenschaftlichen Publizierens als traditionelle Zeitschriften. WissenschaftlerInnen haben bei ihrer Publikationsentscheidung größere Substitutionsmöglichkeiten als Bibliotheken bei der Entscheidung über ein Zeitschriftenabonnement (West et al. 2014).

Eine Bewertung der unterschiedlichen Modelle wissenschaftlichen Publizierens aus gesellschaftlicher Sicht wurde von Houghton et al. (2009a) für Großbritannien vorgenommen, wobei Houghton et al. (2009b) eine Kurzfassung der Ergebnisse bieten. In dieser Studie werden drei Modelle miteinander verglichen: Abonnementzeitschriften, Open-Access-Zeitschriften und die Selbstarchivierung in Open-Access-Repositorien. Die beiden Open-Access-Modelle bieten Kosteneinsparungen gegenüber dem traditionellen Abonnementmodell. Bei einer sehr umfassenden Schätzung für Großbritannien würde ein kompletter Übergang zu Open-Access-Zeitschriften Einsparungen von GBP 40 Millionen und einer zu Open-Access-Repositorien von GBP 200 Millionen pro Jahr bringen. Die gesamten Kosten der wissenschaftlichen Publikation und Kommunikation in Großbritannien werden für das Jahr 2007 auf ca. GBP 5,4 Mrd. geschätzt. Die potentiellen Einsparungen betragen also zwischen 1% und 4% der Gesamtkosten, wobei hier die zusätzlichen Nutzen von Open Access (z.B. besserer Zugang zur Literatur) noch

nicht berücksichtigt sind. Aufgrund von diesen Kostenvorteilen sprechen sich die Autoren der Studie recht klar für einen stärkeren Übergang zu Open Access aus.

Wegen der angeführten gesamtgesellschaftlichen Vorteile von Open Access verlangen *Förderungseinrichtungen* in zunehmendem Maß, dass öffentlich geförderte ForscherInnen ihre Ergebnisse in Open-Access-Zeitschriften zugänglich machen (McCabe und Snyder, 2014). In Österreich übernimmt hier der FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung) eine Vorreiterrolle. Er verpflichtet alle von ihm geförderten ForscherInnen, ihre Ergebnisse im Internet frei zugänglich zu machen, wobei sowohl der Goldene Weg als auch der Grüne Weg möglich sind. Für die Kosten von Open-Access-Publikationen gibt es zusätzliche Förderungen des FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung 2014). Derartige Bestimmungen dürften die Bedeutung von Open-Access-Zeitschriften deutlich erhöhen.

4. Neue Aufgaben für Bibliotheken

Wie sieht nun die neue Rolle von Bibliotheken in einem Forschungsprozess mit Open Access aus? Zum einen sind viele traditionelle Aufgaben einer Bibliothek auch unter den neuen Rahmenbedingungen nach wie vor wichtig, oftmals bedürfen diese Aufgaben allerdings einer neuen Interpretation. Zum anderen entstehen aus den Veränderungen im Forschungsprozess neue Aufgabenstellungen.

Auf den ersten Blick möchte man denken, die Open-Access-Bewegung führt dazu, dass die *traditionellen Aufgaben* von Bibliotheken weniger wichtig werden. Dieser Gedanke leitet sich aus der ohnehin ständigen und weltweiten Verfügbarkeit von Literatur ab. Dabei wird allerdings vergessen, welche Infrastruktur und Organisation dazu nötig ist. So spielen Bibliotheken bei den bekannten Open-Access-Lösungen eine zentrale Rolle. Für den Grünen Weg braucht es z.B. ein funktionsfähiges Repositorium. Wie bereits erwähnt wurde, existieren heute viele fachspezifische Repositorien. Zur langfristigen Archivierung und Erschließung der Publikationen sollten allerdings vermehrt institutionelle Repositorien der Universitäten betrieben werden. Die Entwicklung und Wartung eines solchen Repositoriums ist in die Hände von Bibliotheken zu legen, weil dort das nötige Know-how für diese Aufgabe vorhanden ist. Gut funktionierende Repositorien können einen wichtigen Beitrag zur Durchsetzung des Open-Access-Gedankens leisten (Webb et al. 2007, 16ff.; Goetsch 2008; Johnson 2008; Houghton et al. 2009b).

Die jederzeitige und weltweite Verfügbarkeit von Literaturstellen ist Segen und Fluch zugleich. Ohne ein gutes lokales Wissens- und Informationsmanagement besteht die Gefahr, in dieser Flut von Informationen förmlich zu ersticken. Diese zentrale Rolle der Bibliothek bleibt trotz oder gerade wegen der enormen Informationsflut durch das Internet erhalten (Webb et al. 2007, Kapitel 8). Das wird unmittelbar verständlich, wenn

zwischen Information und Wissen unterschieden wird. Bei der Verbreitung von reiner Information sind die neuen Technologien überlegen, für die Weitergabe von problembezogenem Wissen braucht es aber Zeit, Übung und einen persönlichen Kontakt. Die Art und Weise der Wissensvermittlung muss auch auf die konkrete Forschungs- und Bildungseinrichtung abgestimmt werden. Diese Aufgabe ist die Stärke von Bibliotheken und kann nicht einfach durch mächtige Suchmaschinen ersetzt werden (Gibbons 2007, S. 9; Niedermair 2014).

Durch die Open-Access-Bewegung könnten Bibliotheken auch *neue Aufgaben* dazugewinnen. Wenn beim Grünen Weg die Publikation im lokalen Repository abgelegt wird, kommt es wieder zum unmittelbaren Kontakt zwischen der Bibliothek und den ForscherInnen. Während früher die angekauften Zeitschriften im Mittelpunkt dieser Beziehung standen, könnten es in Zukunft die hauseigenen Publikationen sein. Die Vorschläge in diesem Bereich gehen z.B. in die Richtung eines „Proofreading Service“ der Bibliothek. Um eine fruchtbare Beziehung zwischen ForscherInnen und BibliotheksmitarbeiterInnen aufzubauen, könnten auch Veranstaltungen speziell für Forschungszwecke (z.B. „Writing Groups“) an den Bibliotheken geschaffen werden. Damit würde die traditionell enge Beziehung wieder belebt werden, dieses Mal nicht über die physische Manipulation von Büchern und Zeitschriften, sondern in Form einer Zusammenarbeit zur Erhöhung der Qualität und Quantität wissenschaftlicher Publikationen (Webb et al. 2007, Kapitel 8; Gannon-Leary und Bent 2010).

Die massiven Veränderungen im Forschungsprozess führen also nicht zu einer Abschaffung der Bibliotheken, sondern zu einer Neuinterpretation und Wiederbelebung ihrer traditionellen Aufgabenstellung:

„The goal of an academic library is to be the best in the world at serving the unique teaching, learning, and research needs of its home academic institution by being active participants in the creation, transmission, and dissemination of knowledge. The Internet and Web cannot replace the academic library because, although technology can be a better information provider, it cannot substitute for the essential role of humans in the creation, transmission, and dissemination of knowledge.” (Gibbons 2007, S. 10f.)

Literatur

- Bauer, Bruno et al. (2013): Open Access Bestandsaufnahme an österreichischen Universitäten: Ergebnisse einer Umfrage im Auftrag des Forums Universitätsbibliotheken Österreichs (UBIFO). In: *Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare* 66 (3/4), S. 535-558.
- Bergstrom, Theodore C. (2001): Free Labor for Costly Journals. In: *The Journal of Economic Perspectives* 15(4), S. 183-198.
- Bergstrom, Theodore C. und McAfee, R. Preston (2013): Journal Cost-Effectiveness 2013. <http://www.journalprices.com> (10.10.2014).
- Calvi, Licia und Cassella, Maria (2013): Scholarship 2.0: Analyzing scholars' use of Web 2.0 tools in research and teaching activity. In: *Liber Quarterly* 23(2), S. 110-133.
- Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (2014): Open Access Policy bei FWF-Projekten. <https://www.fwf.ac.at/de/forschungsfoerderung/open-access-policy/> (10.10.2014).
- Gannon-Leary, Pat und Bent, Moira (2010): Writing for Publication and the Role of the Library: "Do Have a Cow, Man!" ("Don't Have a Cow, Man" – Bart Simpson). In: *New Review of Academic Librarianship* 16, S. 26-44.
- Getz, Malcolm (2005): Open-Access Scholarly Publishing in Economic Perspective. In: *Journal of Library Administration* 42(1), S. 1-39.
- Gibbons, Susan (2007): The Academic Library and the Net Gen Student: Making the Connections. Chicago: American Library Association.
- Goetsch, Lori A. (2008): Reinventing Our Work: New and Emerging Roles for Academic Librarians. In: *Journal of Library Administration* 48(2), S. 157-172.
- Holzner, Birgit (2015): Open Access und neue Publikationsmodelle im 21. Jahrhundert. In: Niedermair, Klaus und Schuler, Dietmar (Hrsg.): *Die Bibliothek in der Zukunft. Regional – global: Lesen, Studieren und Forschen im Wandel*. Festschrift für Hofrat Dr. Martin Wieser anlässlich seiner Versetzung in den Ruhestand. Innsbruck: Innsbruck University Press.
- Houghton, John et al. (2009a): Economic implications of alternative scholarly publishing models: Exploring the costs and benefits. A report to the Joint Information Systems Committee. Victoria University und Loughborough University.
- Houghton, John et al. (2009b): Economic implications of alternative scholarly publishing models: Exploring the costs and benefits. Report Summary. Victoria University und Loughborough University.
- Houghton, John und Sheehan, Peter (2009): Estimating the Potential Impacts of Open Access to Research Findings. In: *Economic Analysis & Policy* 39(1), S. 127-142.
- Johnson, Richard K. (2005): Open Access: Unlocking the Value of Scientific Research. In: *Journal of Library Administration* 42(2), S. 107-124.
- Kratky, Christoph (2013): A coordinated approach is key for open access. In: *Nature* 500, S. 503.
- Lawrence, Steve (2001): Free online availability substantially increases a paper's impact. In: *Nature* 411, S. 521.
- McCabe, Mark J. und Snyder, Christopher M. (2014): Identifying the Effect of Open Access on Citations Using a Panel of Science Journals. In: *Economic Inquiry* 52(4), S. 1284-1300.

- Migheli, Matteo und Ramello, Giovanni B. (2014): Open Access Journals and Academics' Behavior. In: *Economic Inquiry* 52(4), S. 1250-1266.
- Niedermair, Klaus (2014): Gefährden Suchmaschinen und Discovery-Systeme die informationelle Autonomie? In: *Mitteilungen der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare* 67(1), S. 109-125.
- Panitch, Judith M. und Michalak, Sarah (2005): The Serials Crisis. A White Paper for the UNC-Chapel Hill Scholarly Communications Convocation. <http://www.unc.edu/scholcomdig/whitepapers/panitch-michalak.html> (10.10.2014)
- Universität Konstanz (2014): Teurer als die Wissenschaft erlaubt. Presseinformation Nr. 28 vom 26. März 2014. <http://www.aktuelles.uni-konstanz.de/presseinformationen/2014/28/> (10.10.2014)
- Universität Wien (2014): Open Access Policy der Universität Wien. <http://openaccess.univie.ac.at/policy/> (10.10.2014)
- Van Noorden, Richard (2013): US science to be open to all. In: *Nature* 494, S. 414f.
- Webb, Jo und Gannon-Leary, Pat und Bent, Moira (2007): Providing Effective Library Services for Research. London: Facet Publishing.
- West, Jevin D. und Bergstrom, Theodore und Bergstrom, Carl T. (2014): Cost Effectiveness of Open Access Publications. In: *Economic Inquiry* 52(4), 1315-1321.

Ronald Maier

Die Rollen der Bibliothek im Prozess der Wissensreifung

Soziale Medien verstärken den Trend zur Öffnung von Organisationen und die dadurch ermöglichte, aber auch gebotene Vernetzung stellt neue Herausforderungen. Entsprechende Veränderungen sind gesamtgesellschaftlich und erfordern eine Reflexion der eigenen Position, um den Wandel erfolgreich mitgestalten zu können. Die Bibliothek ist in ihrer angestammten Rolle als Bewahrerin des Wissensschatzes auf der einen Seite mit neuen, global operierenden Akteuren und auf der anderen Seite mit veränderten Nutzungsgewohnheiten der Universitätsangehörigen konfrontiert. Dieser Beitrag reflektiert die Rollen der Bibliothek im Kontext der Universität aus den Perspektiven der Wissensarbeit, der Wissensentwicklung und der sozialen Medien. Der Beitrag diskutiert den Status Quo mithilfe des Modells der Wissensreifung und stellt Ansätze zur Weiterentwicklung des Angebots nach den drei Gestaltungsdimensionen Inhalt, Prozess und Dienst vor.

Vernetzung als Herausforderung

Innovation, kontinuierlicher Wandel und eine Öffnung zu relevanten Umwelten sind zu Schlüsselkonzepten für Organisationen avanciert, die sich im globalen Wettbewerb befinden. Geschäfts- und Organisationsmodelle, Prozesse, Praktiken, Produkte und Dienstleistungen ändern sich in immer schnelleren Zyklen. Ansätze, wie Organisationen den damit verbundenen Herausforderungen erfolgreich begegnen, wurden unter den Begriffen lernende (Senge 1990), intelligente (Quinn 1992), wissensbasierte (Willke 1998, 20) und wissensintensive Organisation (Starbuck 1992, 715ff) oder einfach Wissensorganisation (Sveiby 2001) diskutiert. Wissen stellt dabei den Schlüsselbegriff für die Transformation von Unternehmen und Organisationen dar. In einer generellen Sichtweise geht es um Transformationen des sozialen Lebens überhaupt (Drucker 1994), die auch als Entwicklung hin zur Informations- oder Wissensgesellschaft bezeichnet werden. Entsprechende bereichernde wie beängstigende Effekte sind in der Zwischenzeit bei der großen Mehrzahl an Menschen in Form ubiquitärer und permanenter Konnektivität (Mazmanian 2013) und eines konstanten, beispiellos breiten Stroms an Information (Dery et al. 2014) angekommen. Universitätsangehörige im Allgemeinen und Studierende im Besonderen zählen mit zur Kernzielgruppe entsprechender Angebote an sozialen Medien.

In den vergangenen Jahrzehnten haben sich sowohl Wissenschaftler als auch Praktiker mit Wissensmanagement (WM) beschäftigt (Holsapple und Joshi 2002, Maier 2007, Heisig 2009, Serenko et al. 2010, Lee und Chen 2012). Unter dem Eindruck von Entwicklungen auf dem Gebiet der Informations- und Kommunikationstechnologien (IT) änderte sich der Fokus von der Organisation, etwa in Form von Wissensmanagementsystemen, Wissensportalen und Wissensinfrastrukturen (Alavi und Leidner 2001, Maier et al.

2009), hin zur Einbindung sozialer Software und sozialer Netzwerke (Kaplan und Haenlein 2010, Richter et al. 2011, von Krogh 2012) in sozialen Wissensumgebungen (Pawlowski et al. 2014).

Letztere haben die Art und Weise, wie wir kommunizieren, erst im privaten Bereich und zunehmend auch im Berufs- und Organisationskontext nachhaltig verändert. Die Dramatik der Entwicklungen zeigt sich, allen Mahnrufen und Warnungen vor Risiken und Nebenwirkungen zum Trotz, an der zunehmenden Popularität und Nutzung von sozialen Netzwerken, Blogs, Wikis und anderen Plattformen für das Teilen von Dateien. Als plakatives Beispiel dient der prominenteste Fall, Facebook, das von 664 Millionen Nutzern im März 2011 auf 937 Millionen Nutzer im September 2012 wuchs (IWS 2012). Das Resultat sind große Mengen verrauschter, verteilter, unstrukturierter, sich dynamisch ändernder Daten (Gundecka & Liu 2012, 4). Aber die Bedeutung von qualitätsgesichertem und verlässlichem Wissen ist durch die explosionsartige Vermehrung von Quellen nicht gesunken, sondern gestiegen. Um Information Overload zu vermeiden, braucht es Wege, um aus großen Mengen verfügbarer Quellen die relevanten herauszufiltern. Die Relevanz beschränkt sich nicht auf formale, wertgesicherte traditionelle Quellen wie Bücher und Artikel in namhaften wissenschaftlichen Journalen. Diese werden zunehmend um dynamischere Publikations- und Kommunikationsartefakte ergänzt. Im Universitätsalltag meldet sich etwa ResearchGate rechtzeitig zum morgendlichen E-Mail-Check mit aufmunternden Fragen wie „Ronald, is this you?“, „Ronald, we’ve found 2 of your full texts“ oder gar „Did you cite this publication, Ronald“ und beansprucht Universitätsressourcen zur Validierung seiner Daten. Dieser Prozess hat somit auch vor Universitäten nicht Halt gemacht und sie vor große Herausforderungen gestellt.

In diesem Beitrag liegt der Fokus auf der Bibliothek im Kontext der Universität und ihrer angestammten Rolle als Bewahrerin des Wissensschatzes, der sich in Objekten manifestiert, wie beispielsweise analog Bücher oder Zeitschriften oder digital E-Books oder E-Journals. Der Beitrag reflektiert die Rolle(n) der Universitätsbibliothek aus den Perspektiven der Wissensarbeit, der Wissensentwicklung (Nonaka 1991, Crossan et al. 1999, Li & Kettinger 2006, Nonaka et al. 2006) und der sozialen Medien (Kaplan und Haenlein, 2010, von Krogh 2012), um die Herausforderungen dieser sozio-technischen Innovation und Ansätze zu ihrer Überwindung aufzuzeigen.

Wissensarbeit und Wissensentwicklung mit sozialen Medien

Der Begriff Wissensarbeit betont die Veränderungen in den Arbeitsprozessen und -praktiken in Wissensorganisationen und hebt die Unterschiede zu traditioneller, oft manueller Arbeit hervor (Drucker 1993, Davenport et al. 1996). Ihr Anteil nimmt in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich zu (Wolff 2005). Während der Umgang mit Wissen in Universitäten traditionell die Essenz des akademischen Tuns darstellt, haben diese Um-

wälzungen vom Professor, Dozenten, Assistenten oder Studierenden zum Wissensarbeiter weitreichende Konsequenzen im Universitätsmanagement, im Rollenverständnis der Universitätsmitglieder, in der Universitätskultur, im täglichen Miteinander bis hin zur Messung der Arbeitsproduktivität in der Forschungsleistungsdokumentation. Wissensarbeit ist durch sich zunehmend erhöhende Anforderungen an Fähigkeiten und Expertise auf allen Ebenen der universitären Hierarchie, eine stärkere Transparenz und Kommunikationsorientierung, eine engmaschigere Vernetzung und den Versuch eines immer genaueren Festschreibens schwach strukturierter und immer noch wenig vorhersehbarer Prozesse gekennzeichnet. Die Gestaltung der Wissensarbeit erfordert einen organisationsübergreifenden Fokus, strategische Partnerschaften und virtuelle Netzwerke, eine rollenbasierte Organisationsstruktur, die Teams, Netzwerken und Wissensgemeinschaften höhere Bedeutung beimisst sowie eine erhöhte Mobilität der Mitarbeiter und Arbeits„plätze“. Da ein wesentlicher Teil der Wissensarbeit Bibliotheksdienste erfordert und ihre Ergebnisse, etwa in Form von Publikationen, der Universitätsbibliothek zugeführt werden, ist die Universitätsbibliothek fest im Kreislauf der Wissensarbeit verankert und von diesen Veränderungen ebenfalls unmittelbar betroffen. Dabei rückt neben der Transparenz der Wissensarbeit der „Impact“, also was mit dem erforschten und aufgeschriebenen Wissen weiter passiert, immer mehr in den Blickpunkt.

Organisationale Wissensentwicklung ist ein evolutionärer Prozess mit dem Ziel, die organisatorischen Fähigkeiten zum Lösen von Problemen und Erreichen von Zielen zu verbessern (Li und Kettinger, 2006), die auf der Ebene von Individuen beginnt (Crossan et al., 1999, Nonaka und Takeuchi, 1995, Eraut, 2004). Individuen als „locus“ von Wissen spielen eine Schlüsselrolle beim Generieren neuen Wissens und sind Voraussetzung für kollektive Wissensentwicklung (von Krogh 2009), etwa in Communities (Lave und Wenger 1991). „Emergentes Wissen“ kann in der Interaktion zwischen der Wissensbasis eines Individuums und einer Organisation entstehen, was als Akt der kollaborativen Wissensentwicklung durch ein Individuum beschrieben wurde (Cress und Kimmerle 2008). Im Spiralmodell (Nonaka und Takeuchi 1995) ist die Wissensentwicklung ein sozialer Prozess, in dem Wissen von der individuellen Ebene über Communities zur organisatorischen Ebene und über die Grenzen der Organisation hinaus bewegt und transformiert wird. Universitäten ist dieser Blick nicht fremd, wobei die Ebene der Organisation im Vergleich zu den internationalen akademischen Gemeinschaften traditionell weniger stark ausgeprägt ist, was allerdings im Zuge der Universitätsautonomie und der Professionalisierung des Universitätsmanagements im Wandel begriffen ist.

Der Begriff soziale Medien bezeichnet eine Gruppe internetbasierter Anwendungen, die auf dem ideologischen und technologischen Fundament des Web 2.0 aufbauen und das Erstellen und den Austausch von nutzer-generierten Inhalten erlauben (Kaplan und Haenlein, 2010, 61). Die „ideologische Grundlage“ besteht darin, die Nutzer zur aktiven

Teilnahme zu ermutigen, Transparenz über die Aktivitäten und Interaktionen zu schaffen, Konversation zu fördern und das Vernetzen von Individuen und die Bildung sogenannter „Communities“ zu ermöglichen (Maier und Schmidt 2014). Neben mehrheitlich dem Privaten zugetanen sozialen Netzwerken wie Facebook oder Google+ etablieren sich solche, die Angebote für spezifische Bedürfnisse bereit stellen, etwa LinkedIn oder Xing für Berufstätige oder GoogleScholar, Mendeley, ResearchGate, SelectedPapers.net oder WebofScience für Wissenschaftler, die manchmal auch mit dem Begriff Science 2.0 belegt werden (Tochtermann 2014).

Hier scheint es erhebliches Potenzial für die Universitätsbibliothek zu geben, sich aktiv an der Gestaltung der Science 2.0 zu beteiligen und ihren Nutzern anspruchsvolle Dienste zur Verfügung zu stellen. Beispiele sind: die Pflege eines „Heimatprofils“ zu erlauben, den Nutzern Einblick in die (regionale) Nutzung ihrer Erzeugnisse zu geben, den Umgang mit den verschiedenen Science-2.0-Plattformen zu erleichtern, etwa durch Datenpropagierung, oder die „Impact“-Daten nutzer-, instituts-, fakultäts- oder universitätsweit zu vernetzen und damit die Transparenz zu erhöhen und die Kommunikation der Ergebnisse der an der Universität geleisteten Wissensarbeit und der Beiträge zur Wissensentwicklung kommunizieren zu helfen. Aus IT-Sicht verlangt dies die Integration von Inhalten aus unterschiedlichen Quellen inklusive sozialer Medien. Wissensdienste unterstützen die Wissensarbeit in einem Prozess der Wissensreifung. Der Zugriff auf Daten, Dokumente und Dienste erfolgt über unterschiedliche Applikationen und (mobile) Geräte und ist möglichst nahtlos in die persönliche Arbeitsumgebung der Universitätsangehörigen integriert.

Modell der Wissensreifung

Abbildung 1 zeigt das Modell der Wissensreifung (Maier und Schmidt 2014), das die Wissensentwicklung anhand von Phasen darstellt.

Die x-Achse des Modells beschreibt, wie Wissen sich durch die vier Gestaltungsebenen Individuum, Community, Organisation und Gesellschaft bewegt. Die y-Achse beschreibt die überreichlichen Ideen, die der Wissensreifung zugeführt und über mehrere Stufen gefiltert und kombiniert werden, so dass die universitäre Aufmerksamkeit immer weiter fokussiert wird. Wissensreifung ist eine Metapher, die der Universität(-sbibliothek) helfen soll, Angebot und Nachfrage bezüglich ihrer organisatorischen Fähigkeiten, Aktivitäten und der entsprechenden IT-Infrastruktur zu analysieren. Im Folgenden werden die Phasen kurz beschrieben (Maier und Schmidt 2014) und die jeweilige Rolle der Universitätsbibliotheken beleuchtet.

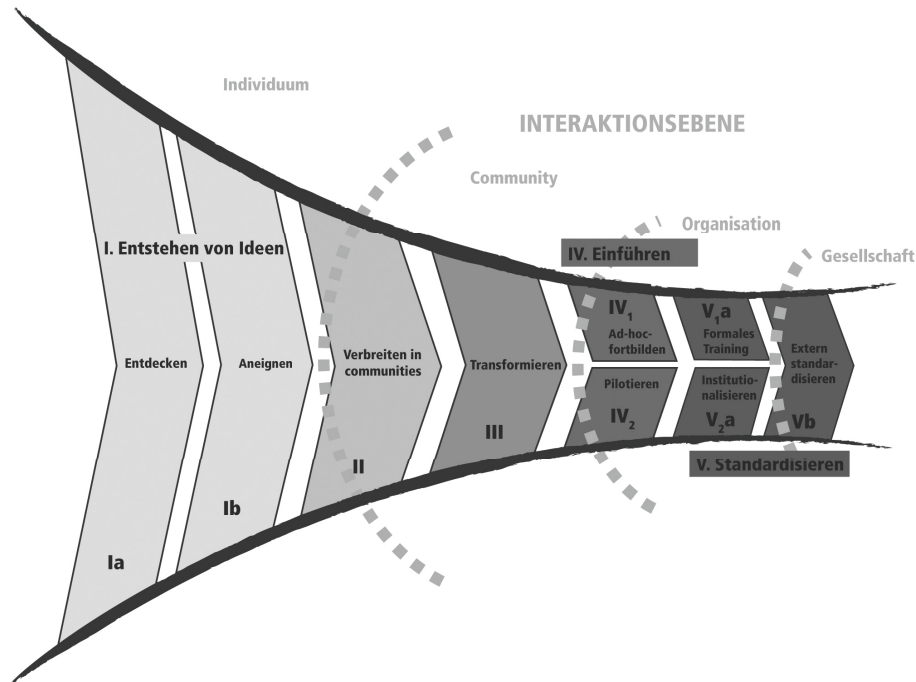


Abbildung 1: Phasenmodell der Wissensreifung (Maier und Schmidt 2014)

I. Entstehen von Ideen. Ideen werden aufgeschrieben, um sie zu bewahren und neue Stränge der Wissensentwicklung zu starten, getrieben durch das Beobachten, Interpretieren und Implementieren „neuer“ Ideen oder das Vernetzen und Anreichern bestehender Beobachtungen mit Bedeutung (Amar und Juneja 2008). Neben spontanen Entdeckungen und persönlichen Erfahrungen ist die Recherche des Einzelnen wichtig für die Subphase *Ia. Entdecken*. Das Wissen ist subjektiv und tief in den Entstehungskontext eingebettet. Die benutzten Begriffe, die zur Kommunikation oder für persönliche Notizen verwendet werden, sind unscharf und meist personenspezifisch. Die Subphase *Ib. Aneignen* beschreibt die Individuation, das Loslösen der Idee aus dem Kontext der Recherche durch eine Person, die sich selbst auf das neue Wissen verpflichtet und es in ihre individuelle Wissensbasis aufnimmt. Aneignen umfasst sowohl kognitive Prozesse als auch deren Manifestation in Artefakten zur Repräsentation des Wissens.

II. Verbreiten in Communities. Der Wissensraum wird vom Individuum auf die Gruppe erweitert, die das Wissen zusammen weiterentwickelt. Die Akteure initiieren Communities, um sich mit anderen Personen zu vernetzen, zu kommunizieren und Repräsentationen des Wissens zu teilen. Die Mitglieder der Community handeln eine ge-

meinsame Terminologie und ein gemeinsames Verständnis aus. Die Community entwickelt und teilt Artefakte und engagiert sich in synchronen oder asynchronen Diskussionen, etwa über Telekonferenzen, Chats, Foren, Blogs oder Wikis. Die Mitglieder der Community müssen dabei eine Balance zwischen der kontinuierlichen Weiterentwicklung von Wissen und disruptiven Entwicklungen finden, in denen die Gruppe aus den bestehenden geteilten Strukturen ausbricht, um ihr Verständnis zu erweitern.

III. Transformieren. Dokumente werden erstellt, um das Wissen in eine Form zu bringen, die es erlaubt, das Wissen über den Kontext seiner Entstehung und über die Grenze der Community hinaus zu teilen. Während die Artefakte bisher subjektiv, unstrukturiert und mit der Community, in der sie entstanden, verbunden waren, wird das Wissen nun mit Hilfe von Sprache, einer graphischen Visualisierung oder Formeln ausgedrückt und in einem Format und einer Qualität zur Verfügung gestellt, die es dem fachkundigen, aber im Entstehungsprozess nicht beteiligten Rezipienten zugänglich macht. Dies geschieht durch das Erstellen von zweckorientierten (Gebrauchs-)Dokumenten, die in der jeweiligen Profession verankert sind, etwa Projektberichte, wissenschaftliche Fachartikel oder Bücher.

IV. Einführen. Gemäß der Unterscheidung in intendiertes und nicht intendiertes Lernen spaltet sich der Prozess der Wissensreifung in zwei Stränge: in einen instruktionellen Strang und einen experimentellen Strang. Im instruktionellen Strang *IV1. Ad-Hoc-Fortbilden* wird Wissen, oft spontan und informell, in Präsentationen oder Workshops an eine erweiterte Zielgruppe vermittelt. Die bisher entwickelten Artefakte werden unter didaktischen Gesichtspunkten aufbereitet, um ihre Verständlichkeit und Wiederverwendbarkeit in Lernszenarien zu erhöhen, etwa durch Fallbeispiele, Fallstudien, Präsentationen und Übungsaufgaben. Im experimentellen Strang *IV2. Pilotieren* wird die erweiterte Zielgruppe in die Anwendung des Wissens einbezogen, etwa in Projekten oder Studien in kleinerem Rahmen. Hierbei fallen beispielsweise Datensätze, Analysen und Interpretationen an.

V. Standardisieren. Beide Stränge werden fortgesetzt und münden schließlich in die externe Standardisierung. Der instruktionelle Strang umfasst *Va1. Formales Training*. Die Lernmaterialien aus den Ad-hoc-Aktivitäten werden nun arrangiert, um ein breiteres Wissensgebiet abzudecken oder eine breitere Zielgruppe, die auch Novizen umfassen kann. Prüfungen und Zertifikate bestätigen die Teilnahme an formalem Training oder das Erreichen der Lernziele. Der experimentelle Strang *Va2. Institutionalisieren* setzt die Ergebnisse aus der Pilotanwendung in einem institutionellen Arrangement um, das den Roll-out unterstützt. Im universitären Kontext geht es unter anderem um neue Methoden, Techniken und Verfahren zur Datenerhebung und Datenauswertung oder zur Gestaltung von Lösungen. Projekte und Pilotstudien wandeln sich in dauerhafte Einrichtungen mit ausdifferenzierten Rollen und Prozessen, etwa ein Labor oder eine andere

Service-Einheit. Diese beiden Stränge schließen sich nicht aus, sondern im Gegenteil ist es eine der Traditionen der Universität Humboldtscher Prägung, dass Lehre und Forschung miteinander eng verbunden sind. Beide münden schließlich in die höchste Phase der Wissensreifung, *Vb. Extern standardisieren*, in der zum Beispiel einheitliche Richtlinien über die Grenzen der Universität bzw. einer Scientific Community hinweg geschaffen werden. Dies können allgemein anerkannte Qualifikationen, etwa die Studienabschlüsse, mit den entsprechenden Curricula sein, aber auch Standards für Wissensprodukte mit verbundenen Qualitätskriterien, etwa die Publikation in anerkannten wissenschaftlichen Fachzeitschriften, die Zuerkennung von Patenten oder die Entwicklung von nationalen oder internationalen Standards.

Diese Phasen laufen nicht strikt linear ab. Die Wissensentwicklung ist von individuellem Wissen ebenso beeinflusst wie vom kollektiven Kontext. Daher benötigen Individuen organisationale Prozesse, um ihr Wissen zur Organisation bzw. zur internationalen akademischen Gemeinschaft beitragen zu können (von Krogh 2009). Die Wissensreifung im Allgemeinen und diese organisationalen Prozesse im Besonderen können durch Wissensinfrastrukturen unterstützt werden, wobei diese im Sinne sozialer Wissensumgebungen nicht auf die Grenzen der Organisation beschränkt sind. Interessant erscheint es zum Beispiel, die Spuren von einer Idee zu reifem Wissen zu verfolgen (Seeber et al. 2014). Die Universitätsbibliothek ist hier eine der Anbieterinnen von Inhalten, Prozessen und Diensten im Zusammenspiel mit den Angeboten von Verlagen oder Science-2.0-Plattformen. Die drei Gestaltungsdimensionen Inhalt, Prozess und Dienst bilden den Kern der Beschreibung und Gestaltung von sozialen Wissensumgebungen. Inhalt steht für die Wissens Elemente, zusammen mit den Metadaten und den Anforderungen an deren Speicherung. Prozess meint die Wissensprozesse zur Behandlung der Inhalte, Verantwortlichkeiten und benötigten Ressourcen. Dienst umfasst die Funktionalität aus der Sicht der Anwendung.

Inhalt

Ein Wissens Element ist eine atomische, explizite Einheit, die einen Datensatz als Ergebnis eines Externalisierungsprozesses (Nonaka 1991) darstellt, der konzeptionell und technisch als Einheit angesehen wird und aus einer Gruppe formatierter Informationsobjekte besteht, die nicht ohne bedeutenden Sinnverlust weiter getrennt werden können (Maier 2007, 289). Beispiele für solche Wissens Elemente, die im universitären Prozess der Wissensreifung eine Rolle spielen und mit Hilfe unterschiedlicher IT-basierter Systeme verwaltet werden, sind: eine Notiz über eine persönliche Erfahrung, eine Referenz oder eine Annotation zu einer Ressource, ein Profil, das eine Person beschreibt, nebst Beschreibungen ihrer Fähigkeit oder Zuschreibungen durch andere Personen, ein bestätigter Kontakt mit Aktivitätsstrom der nachfolgenden Beziehung, ein Beitrag in Forum,

Newsgroup, Wiki, Blog oder anderem Contentmanagementsystem, eine Frage und Antworten in einer Liste häufig gestellter Fragen (FAQ), ein Element eines Erfahrungsdatenbanksystems, ein Dokument, etwa ein Artikel, ein Buch(-kapitel), eine E-Mail- oder Sofortnachricht, eine Text-, Bild-, Audio-, Videodatei oder Präsentation, ein Modell mit Hinweisen für seinen Kontext und seine Anwendung, ein Experiment und die für seine Replikation erforderlichen Beschreibungen, ein Datensatz und die Schritte zu seiner Auswertung, ein Lernobjekt, z.B. eine Definition, Erklärung, Formel, Beispiel, Fall, Demonstration, Übung, Aufgabe, Test oder Musterlösung, eine Aktivität zu einem dieser Wissens Elemente, etwa eine Anzeige, Download, Referenz, Zitation, Evaluation oder ein Kommentar.

Prozess

In der Dimension Prozess geht es um die Gestaltung von Management- und Serviceprozessen, die Kernprozesse der Forschung, Lehre und Weiterbildung unterstützen. Ein Wissensprozess ist ein dedizierter Serviceprozess, der systematisch Aktivitäten zur Unterstützung der Wissensreifung (Kaschig et al. 2013) institutionalisiert. Universitätsbibliothek, Zentraler Informatikdienst, die Fakultäten, Projektmanagement, Qualitätsmanagement, Personalentwicklung oder E-Learning-Initiativen bemühen sich parallel, die Generierung, Erhaltung, Integration, Verteilung und Nutzung von Wissen zu verbessern. Konzeptionelle Unterschiede drücken sich etwa in einem unterschiedlichen Zugang zu Wissen als Dokument oder bei Personen aus mit unterschiedlichen Konsequenzen für die Entwicklung und Aufbereitung von Wissen, aber auch in unterschiedlichen IT-Systemen, die für die Behandlung von Wissen eingerichtet werden. Daher stehen Universitätsangehörige einer fragmentierten Systemlandschaft gegenüber, in der jedes System einen Teil der Wissensprozesse für Wissen unterschiedlicher Reifestufen unterstützt. Es sind daher wesentliche Aufgaben bei der Gestaltung von sozialen Wissensumgebungen, historisch gewachsene Strukturen von Wissens Elementen zu bereinigen und Mitarbeiter bei der Entscheidung zu begleiten, welche Kanäle für den Transfer welchen Wissens günstig sind.

Dienst

Generell ist ein Dienst eine abstrakte Ressource, die eine Fähigkeit zur Abwicklung einer Aufgabe darstellt, die aus der Perspektive von Dienstgeber und Dienstnehmer eine zusammenhängende Funktionalität bildet (W3C 2004). Ein Dienst besteht aus einem Vertrag, einer Schnittstelle und einer Implementierung, deren funktionale Bedeutung sich typischerweise auf ein Geschäftskonzept bezieht, das wiederum Daten und Geschäftslogik kapselt (Krafzig et al. 2005, 57-59). Wissensdienste unterstützen Wissensarbeiter beim Umgang mit Wissen (Maier 2007).

Während die technische Definition von Diensten durch eine Reihe von Standards unterstützt wird, z.B. Web Services (Alonso et al. 2004), ist der konzeptionelle Teil bisher weniger unterstützt. Wichtig erscheint es, Dienste, die Wissensarbeit unterstützen, zu strukturieren und zu klassifizieren (Maier 2007). Integrationsdienste verwenden Metadaten zur Beschreibung der Ressourcen aus den Daten- und Wissensquellen sowie eine Ontologie, die diese miteinander in Beziehung setzt und um Regeln zur Ableitung neuer Fakten erweitert. Integrationsdienste helfen dabei, Wissens Elemente zu analysieren und miteinander zu vernetzen. Wissensdienste lassen sich nach den Phasen der Wissensreifung ordnen. Sie bilden den inhaltlichen Kern der Wissensinfrastruktur bzw. sozialen Wissensumgebung und können in Basisdienste und komponierte, fortgeschrittene Dienste unterschieden werden. Dabei sind diese Kombinationen nicht auf universitätsinterne Dienste beschränkt, sondern die Universität(-sbibliothek) kann hier auf das zunehmend reichhaltigere Angebot an Science-2.0-Diensten zurückgreifen. Zugangsdienste stellen letztlich einen effektiven Zugriff auf die potentiell großen Mengen an Wissens Elementen und -diensten sicher. Zum einen können Informationsfachkräfte, Themenverantwortliche oder Projektleiter einen Teil der Wissensbasis organisieren. Zum anderen können die Universitätsangehörigen selbst das Angebot an ihre Wünsche anpassen und mit verschiedenen Applikationen und Geräten auf die Dienste zugreifen.

Zusammenfassung und Ausblick

Die Produktivität der Wissensarbeit wird in Organisationen, auch in Universitäten, zunehmend durch eine entsprechende Gestaltung oder Nutzung interner wie externer IT erhöht bzw. zu erhöhen versucht. Fortgeschrittene Wissensdienste unterstützen dabei Inhalte unterschiedlichen Typs und Reifegrads in schwach strukturierten Prozessen. Die semantische Integration von Inhalten und Diensten heterogener Herkunftssysteme erfolgt durch soziale Wissensumgebungen (Pawlowski et al. 2014). Diese helfen dabei, Barrieren beim Übergang von Wissen zwischen Reifestufen zu verringern. Diese Barrieren sind allerdings nicht allein auf fehlende oder mangelhafte IT-Unterstützung zurückzuführen. Über technische Lösungen hinaus sind auch eine begleitende organisatorische Unterstützung, die Berücksichtigung der Universitätskultur, organisationspsychologischer und soziologischer Faktoren erforderlich (z.B. Swan et al. 1999). Das hier diskutierte Modell der Wissensreifung und die drei Gestaltungsdimensionen sollen der Universitätsbibliothek helfen, die relevanten Wissenstypen, -prozesse und -dienste zu bestimmen.

Größte Herausforderung bei der Implementierung sozialer Wissensumgebungen ist deren erhebliche Komplexität. Vier Modi Operandi lassen sich unterscheiden. Im Modell der Kreation werden entsprechende Lösungen von Grund auf neu entwickelt. Im Modell der Komposition werden Lösungen individuell, jedoch unter Verwendung vorgefertigter

Komponenten entwickelt. Im Modell der Konfiguration werden bestehende Standardsysteme an die besonderen Gegebenheiten bzw. Bedürfnisse unserer Universität angepasst. Im Modell der Konsumation werden schließlich Dienste, die oft kostengünstig oder kostenlos angeboten werden, intelligent genutzt und so immer weiter reichende Aufgaben ohne großen Investitionsaufwand für IT-Systeme unterstützt und an Universitätsbibliotheken vorbei wahrgenommen. Diese immer reichhaltigeren Angebote von Science-2.0-Plattformen beanspruchen zunehmend die Aufmerksamkeit von Universitätsangehörigen. Den erheblichen Chancen zu einer Beschleunigung der Wissensentwicklung stehen aber auch Risiken hinsichtlich der universitären „Selbstwirksamkeit“ gegenüber. Um zu verhindern, dass die Hüterin des universitären Wissenschatzes und mit ihr die Universitätsangehörigen zum Spielball der Akteure auf dem globalen Wissenschaftsmarkt werden, gilt es die eigene Position und Beteiligung kontinuierlich zu reflektieren, was eine Gemeinschaftsaufgabe aller Universitätsangehörigen und deren Repräsentanten darstellt.

Literatur

- Alavi, M., Leidner, D. E. (2001): Review: Knowledge Management and Knowledge Management Systems: Conceptual Foundations and Research Issues. In: *MIS Quarterly* 25(1): 107-136.
- Alonso, G., Casati, F., Kuno, H., Machiraju, V. (2004): *Web Services. Concepts, Architectures and Applications*, Berlin 2004.
- Amar, D. A., Juneja, J. (2008): A Descriptive Model of Innovation and Creativity in Organisations: A Synthesis of Research and Practice. *Knowledge Management Research & Practice* 6(4): 298-311.
- Cress, U., Kimmerle, J. (2008): A Systemic and Cognitive View on Collaborative Knowledge Building with Wikis. *International Journal of Computer-Supported Collaborative Learning* 3(2): 105-122.
- Crossan, M.M., Lane, H.W., White, R.E. (1999): An Organisational Learning Framework: From Intuition to Institution. *Academy of Management Review* 24(3): 522-537.
- Davenport, T.H., Jarvenpaa, S.L., Beers, M.C. (1996): Improving Knowledge Work Processes. In: *Sloan Management Review* 37(4): 53-65.
- Dery, K., Kolb, D., & MacCormick, J. (2014) Working with Connective Flow: How Smartphone Use is Evolving in Practice. *European Journal of Information Systems* 23(5): 558-570.
- Drucker, P. F. (1993): *Post-Capitalist Society*. Oxford.
- Drucker, P. F. (1994): The Age of Social Transformation. *The Atlantic Monthly* 274(5): 53-80.
- Eraut, M. (2004): Informal Learning in the Workplace. *Studies in Continuing Education* 26(2): 247-273.
- Gundecha, P., Liu, H. (2012): Mining Social Media: A Brief Introduction. In: P. Mirchandani (Ed.): *INFORMS TutORials in Operations Research*, 9. INFORMS, Hanover, MD, 1-17.
- Heisig, P. (2009): Harmonisation of knowledge management – comparing 160 KM frameworks around the globe. *Journal of Knowledge Management* 13(4): 4-31.
- Holsapple, CW, Joshi, KD (2002) Knowledge manipulation activities: results of a Delphi study. *Information & Management* 39(6): 477-490.

- IWS (2012): Internet World Stats: Facebook users in the world, <http://www.internetworldstats.com/facebook.htm>; zuletzt besucht am 27.10.2014.
- Kaplan, A. M., Haenlein, M. (2010): Users of the World, Unite! The Challenges and Opportunities of Social Media. *Business Horizons* 53(1): 59-68.
- Kaschig, A., Maier, R., Sandow, A., Lazoi, M., Schmidt, A., Barnes, S., Bimrose, J., Brown, A., Bradley, C., Kunzmann, C., Mazarakis, A. (2013): Organizational Learning from the Perspective of Knowledge Maturing Activities. *IEEE Transactions On Learning Technologies* 6(2): 158 – 176.
- Krafzig, D., Banke, K., Slama, D. (2005): Enterprise SOA: Service-Oriented Architecture Best Practices, Upper Saddle River.
- Lave, J., Wenger, E. C. (1991): Situated learning: legitimate peripheral participation. Cambridge: Cambridge University Press.
- Lee, MR, Chen, TT (2012): Revealing research themes and trends in knowledge management: From 1995 to 2010. *Knowledge-Based Systems* 28: 47-58.
- Li, Y., Kettinger, W. J. (2006): An Evolutionary Information Processing Theory of Knowledge Creation. *Journal of the Association of Information Systems* 7(9): 593-617.
- Maier, R. (2007): Knowledge Management Systems. Information and Communication Technologies for Knowledge Management. 3. Auflage. Berlin.
- Maier, R., Hädrich, T., Peinl, R. (2009): Enterprise Knowledge Infrastructures. 2. Auflage, Berlin.
- Maier, R., Schmidt, A. (2014): Explaining organizational knowledge creation with a knowledge maturing model. *Knowledge Management Research & Practice*. Online first.
- Mazmanian, M. (2013): Avoiding the Trap of Constant Connectivity: When Congruent Frames allow For Heterogeneous Practices. *Academy of Management Journal* 56(5): 1225-1250.
- Nonaka, I. (1991): The Knowledge-Creating Company *Harvard Business Review* 69(11-12): 96-104.
- Nonaka, I., Takeuchi, H. (1995): The Knowledge Creating Company, New York.
- Nonaka, I., von Krogh, G., Voelpel, S. (2006): Organizational Knowledge Creation Theory: Evolutionary Paths and Future Advances. *Organization Studies* 27(8): 1179-1208.
- Pawlowski, J., Bick, M., Peinl, R., Thalmann, S., Maier, R., Hetmank, L., Kruse, P., Martensen, M., Pirkkalainen, H. (2014): Soziale Wissensumgebungen *Wirtschaftsinformatik* 56(2): 91-100.
- Quinn, J. B. (1992): Intelligent Enterprise. A Knowledge and Service Based Paradigm for Industry. New York.
- Richter D., Riemer, K., vom Brocke J. (2011): Internet Social Networking, Business & Information Systems Engineering 3(2): 89-101.
- Seeber, I., Maier, R., Ceravolo, P., Frati, F. (2014): Tracing the Development of Ideas in Distributed, IT-Supported Teams during Synchronous Collaboration. *Proceedings of the 22nd European Conference on Information Systems*. June 9-11, Tel-Aviv, AIS Electronic Library: 1-17.
- Senge, P. (1990): The Fifth Discipline: The Art and Practice of the Learning Organization. New York.
- Serenko, A., Bontis, N., Booker, L., Sadeddin, K., Hardie, T. (2010): A scientometric analysis of knowledge management and intellectual capital academic literature (1994-2008). *Journal of Knowledge Management* 14(1): 3-23.

- Starbuck, W. H. (1992): Learning by Knowledge-intensive Firms. *Journal of Management Studies* 29(6): 713-740.
- Sveiby, K.-E. (2001): What is Knowledge Management? URL: <http://www.sveiby.com/articles/KnowledgeManagement.html>, 2001, zuletzt besucht am 27.10.2014.
- Swan, J., Newell, S., Scarbrough, H., Hislop, D. (1999): Knowledge Management and Innovation: Networks and Networking. *Journal of Knowledge Management* 3(4): 262-275.
- Tochtermann, K. (2014): How Science 2.0 will impact on Scientific Libraries. *Information Technology – Methods and Applications of Informatics and Information Technology* 56(5): 224-229.
- Von Krogh, G. (2009): Individualist and collectivist perspectives on knowledge in organizations: Implications for information systems research. *The Journal of Strategic Information Systems* 18(3): 119-129.
- Von Krogh, G. (2012): How does social software change knowledge management? Toward a strategic research agenda. *The Journal of Strategic Information Systems* 21(2): 154-164.
- W3C (2004): Web Services Glossary, URL: <http://www.w3.org/TR/ws-gloss/>, zuletzt besucht am: 28.10.2014.
- Willke, H. (1998): *Systemisches Wissensmanagement*. Stuttgart.
- Wolff, E. N. (2005): The Growth of Information Workers. *Communications of the ACM*. 48(10): 37-42.

Theo Hug & Petra Missomelius

Universitätsbibliotheken, digitale Medien und Mobilität

Reflexionen und Szenarien

Hand in Hand mit der Entwicklung und Verbreitung mobiler Kommunikationstechnologien sind neue Informationsdienste sowie Wissens- und Kommunikationskulturen entstanden. Die Rede von mobilen Bibliotheken hat dabei neue Bedeutungen bekommen. In neuester Zeit wurden einschlägige Konzepte und digitale Anwendungen, E-Books und mobile Bibliotheksanwendungen entwickelt. Überlegungen zu historischen Zusammenhängen von Mobilität und Entwicklung von Bibliotheken finden dabei eher am Rande Beachtung. Analoges gilt für differenziertere medien-, wissens- und bildungstheoretische Ansprüche. Der Beitrag beginnt mit einigen konzeptionellen Überlegungen zum Zusammenhang von Bibliotheken und Mobilität sowie einigen Herausforderungen im Zeitalter der Digitalisierung, gefolgt von einer Erörterung mobiler Entwicklungen und Lernszenarien im Kontext von Universitätsbibliotheken. Abschließend werden Beispiele für mobile Lehr-/Lernszenarien zur Diskussion gestellt.

„A commitment to the value and quality of research carries with it a responsibility to extend the circulation of such work as far as possible and ideally to all who are interested in it and all who might profit by it.“ (Willinsky 2006, S. 5)

1 Einleitung

In der Geschichte des Nachdenkens über Bibliotheksentwicklungen sind Aspekte der Mobilität häufig unterbelichtet geblieben (vgl. exemplarisch Harries 1999; Tolzmann et al. 2001; Lerner 2009). Heute ist hingegen ein Boom zu verzeichnen – mehr und mehr Bibliotheken greifen das Stichwort auf und setzen auf „going mobile“. Diesbezügliche Überlegungen, Konzepte und Anwendungen sind meistens auf technologische Aspekte fokussiert. Die Rede von Mobilität begründet sich dabei in der Ausrichtung auf miniaturisierte und stromnetzunabhängige Multimedia-Geräte, derzeit überwiegend Tablets und Smartphones, perspektivisch auf Multifunktionsgeräte wie Google Glasses und smarte Armbanduhren. Mobilität wird dabei zumeist als Eigenschaft aufgefasst, die entweder den Geräten und Apparaten selbst oder in weitestem Sinne der Klientel der Bibliothek und ihrer Mediennutzung zugeschrieben wird und deren konsequente Berücksichtigung zu einer qualitativen Verbesserung, wenn nicht gar Veränderung der Konfiguration von Bibliotheksdienstleistungen führen kann. Wir plädieren in den folgenden Ausführungen für erweiterte Perspektiven im Sinne eines komplexen Zusammenspiels von physischen, psychischen, kulturellen und sozialen Aspekten der Mobilität (vgl. Urry 2000).

Weiter ist der Beitrag zur „mobilen Bibliothek“ durchaus auch auf die Assoziation mit dem Konzept der Fahrbibliothek, der „Bücher auf Rädern“ und ähnlichen Angeboten öffentlicher Bibliotheken für abgelegene Regionen oder Stadtteile bzw. Kinder bildungsferner Schichten ausgerichtet. Zunehmende Mobilität und Ubiquität von Medientechnologien ist in der medienwissenschaftlichen Forschung auch im Zusammenhang von Fragen der Revalidierung des Regionalen und Lokalen, der Kartierung und Situierung sowie der Untersuchung von Vernetzung und Partizipation bedeutsam geworden.¹ Solche Aspekte sowie allgemeinere Überlegungen zur (In-)Stabilität kommunikativer und technologischer Plattformen zur Speicherung und Übermittlung von Informationen² sind ebenfalls in die Erwägung mobiler medientechnologischer Konfigurationen einzubeziehen.



Abb. 1: Bücherbus (Quelle: Stringer 2010, Cover photo)³

Ausgehend von einigen Überlegungen zu veränderten Bedingungen der Informationsvermittlung und Wissensgenerierung sowie zu diversen Herausforderungen im Zeitalter der Digitalisierung werden im vorliegenden Beitrag ausgewählte faktische und mögliche Entwicklungen von Universitätsbibliotheken skizziert. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf konzeptionelle Aspekte mobiler (Lern-)Szenarien gelegt.

¹ Vgl. beispielsweise die Ergebnisse im DFG Graduiertenkolleg 1769 „Locating Media/Situierte Medien“ an der Universität Siegen (<http://www.uni-siegen.de/locatingmedia/>) [Stand vom 14-06-2014].

² Vgl. die Konferenzbeiträge zu „Media in Transition“ (MIT6, 24.-26.4.2009, Cambridge (MA), s. <http://web.mit.edu/comm-forum/mit6/> sowie http://videolectures.net/mitworld_media_transition6/) [Stand vom 14-06-2014].

³ Siehe <http://www.ifla.org/files/assets/hq/publications/professional-report/123.pdf> [Stand vom 14-06-2014].

2 Ausgangsüberlegungen

2.1 Veränderte Bedingungen der Informationsvermittlung und Wissensgenerierung

Der Wandel in der Informations- und Kommunikationstechnologie einerseits durch grundlegende Digitalisierungsprozesse, andererseits durch Web-2.0-Technologien, hat zur Veränderung wissenschaftlichen Arbeitens und Publizierens geführt. Die Anforderungen an Informationsinfrastrukturen sind erheblich gestiegen. Der in Abb. 2 dargestellte Forschungsprozess wird zunehmend von Digitalisaten durchdrungen: Diese reichen von digitalen Forschungsansätzen und -infrastrukturen, digitalen Werkzeugen zur Datenerhebung, -aufbereitung und -auswertung, elektronischen Publikationen, über Kommunikationsdaten bis zu softwaregenerierten Grafiken, Bewegtbildern und medien-gestützten Formen der Didaktik und des Wissenstransfers.

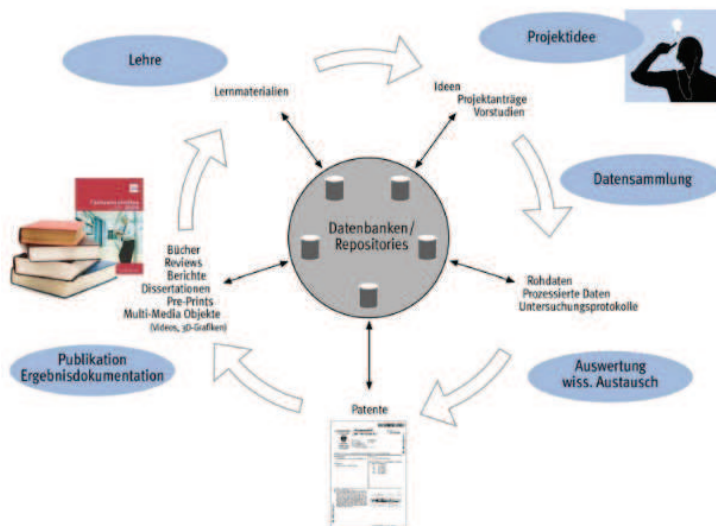


Abb. 2: Der wissenschaftliche Wertschöpfungsprozess (© FIZ Karlsruhe, Leibnizinstitut für Informationsinfrastruktur)

Die produzierten Daten und Objekte werden in unterschiedlichen digitalen Speichersystemen der von WissenschaftlerInnen individuell genutzten Geräte, der Instituts- oder Universitätsserver, in öffentlich zugänglichen Datenbanken etc. verwaltet. Diese Systeme wurden bislang nicht systematisch miteinander verknüpft. Bisher haben sich die klassischen, ihrem jeweiligen Auftrag gemäßen Dienstleistungen der Informationseinrichtungen allenfalls auf den Bereich der „Publikation“ und „Ergebnisdokumentation“ fokus-

siert. Bloggende und twitternde Wissenschafts- und Forschungsgemeinschaften einerseits und die Nutzung der Arbeitskraft der sogenannten Cloud andererseits stellen neue Gemengelagen in den Prozessen wissenschaftlicher Wissensproduktion, Wissenstradierung, Informationsvermittlung und Wertschöpfung her.

Angeichts der Entwicklungsdynamik digitaler Systeme und Arbeitsmöglichkeiten ist – beispielsweise in den Digital Humanities – die infrastrukturelle Unterstützung des gesamten wissenschaftlichen Wertschöpfungsprozesses sowie dessen Öffnung über den akademischen Kreis hinaus gefordert. Dabei geht es um mehr als um die Integration neuer Instrumente in den Werkzeugkasten – mit der Digitalisierung der Wissenschaft und ihrer Medialität und Mobilität geht es um Zusammenhänge von Theorie, Methodik und Technikentwicklung. Wenngleich die Printpublikation noch ein hohes Ansehen genießt, so wird digitalen Publikationsformaten früher oder später mindestens die gleiche Reputation zukommen. Die Universitätsbibliothek bewegt sich heute auf einem Markt, welchen sie sich mit kommerziellen und nicht-kommerziellen Lernplattformen, dem ambitionierten Projekt *Wikipedia* und diversen Wissenschaftsportalen teilt. Schon heute machen sich deutliche Veränderungen auf unterschiedlichen Ebenen bemerkbar: im Selbstbild (Dienstleistungsverständnis), in der Bearbeitung und Vermittlung von Medien (digitale Medien), im Benutzungsverhalten (Bring-Bibliothek) sowie in der technischen Darbietung (Push-Pull-Strategie). Dass sich die gegenwärtige Organisation von Daten sowie die Infrastruktur in nahezu allen Wissenschaftsdizipinen fundamental ändern wird, machen aktuelle Analysen deutlich wie das Projekt „Rahmenbedingungen einer disziplin-übergreifenden Forschungsdaten-Infrastruktur“, kurz *Radieschen* genannt, das 2011-2013 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) als Begleitprojekt zur Ausschreibung ‚Informationsinfrastrukturen für Forschungsdaten‘ gefördert wurde.⁴

In diesem Zusammenhang wird mit dem Ausdruck ‚e-Science‘ ein Paradigma verbunden, das eine ‚erweiterte‘⁵ Wissenschaft auf der Grundlage einer umfassenden digitalen Infrastruktur imaginiert, welche kollaborative Forschung durch die Integration aller für den Forschungsbereich relevanten Ressourcen und Werkzeuge integriert. Operativ ist dabei an die Nutzung von Wissensmanagement, Open Access und Grid Computing gedacht. Jenseits der medientechnischen Ebene kreist der Diskurs um die Zukunft der Wissenschaften, um „posttypographische Bildungsideale“ (Giesecke 2001, S. 17) und immer wieder um eine Öffnung derselben: sei dies im Mode 2 (Nowotny et al. 2003), in Form

⁴ S. <http://www.forschungsdaten.org/index.php/Radieschen> [Stand vom 14-06-2014].

⁵ Das ‚e‘ wird dabei durchaus nicht immer eindeutig im Sinne von „enhanced“ oder „electronically supported“ definiert. Mitunter spielen auch andere Aspekte im semantischen Umfeld von „effective“, „entertaining“, „easy“, „excited“, „elaborated“, „exempted“, „exhausted“ oder „extinguished“ eine Rolle.

von „Scientific Citizenship“ (Felt 2003) oder „postakademischer Wissenschaft“ (Bammé 2003). In diesen Ansätzen finden sich zum einen Forderungen nach einer transdisziplinären Bewegung der Wissenschaften, zum anderen die Vorstellung, Netzwerkmedien sowohl zur Wissenschaftskommunikation als auch als Forschungsort – beispielsweise um zusammen mit Praktikern an einem wissenschaftlichen Problem arbeiten zu können – zu nutzen. Was von den einen dabei unter wünschenswerter Demokratisierung verbucht wird, lässt andere einen Autoritäts- oder Qualitätsverlust der Wissenschaft fürchten.

Dass eine „reine“ Digitalisierung zu kurz greift, um diese Ideen umzusetzen, wird schnell deutlich, wenn man die Rolle von Datenbanken genauer betrachtet und mit ihr die Funktion des Wissensspeichers in Frage stellt. Denn bildungstheoretisch höchst problematisch ist in diesem Zusammenhang ein auf Daten bzw. Information verkürzter Wissensbegriff. Daten werden in erster Linie aus binären Zeichen gebildet. Sie werden erst durch Kontextualisierungen, die sie in eine Struktur einfügen und in einen Zusammenhang stellen, also durch Decodierung oder Interpretation zu Informationen. Ernst von Glasersfeld schreibt dazu:

„Der menschliche Verstand kann daher nur die Dinge erkennen, die aus Material gemacht sind, das ihm zugänglich ist – und das ist das Material der Erfahrung –, und eben durch sein Machen entsteht sein Wissen davon.“ (Glaserfeld 1996, S. 76)

Wissen kann dabei explizite und implizite Formen annehmen, es liegt nicht einfach vor. Wissen entsteht auch durch Erfahrung, die mit der Verarbeitung von Informationen entsteht.⁶ Ihm geht nicht selten eine lange Erfahrung voraus. Es besitzt eine ganz andere Zeitlichkeit als die Information, die sehr kurz und kurzfristig ist. Wissen lebt von der Wahrnehmung, Bewertung und Verarbeitung durch den Menschen, wobei unterschiedliche Denk-, Medienhandlungs- und Symbolverarbeitungspraxen auch mit unterschiedlichen Wissensformen verknüpft sind.

Information ist im Grunde Mittlerin zwischen Daten und Wissen, sie ermöglicht und unterstützt die Interpretation der Daten und ist die Basis für das Wissen, dessen Grundlage sich dann wiederum aus mehreren geordneten Informationen zusammensetzt. Eine Vermischung oder gar Gleichsetzung der Begriffe ‚Daten‘, ‚Information‘ und ‚Wissen‘ erweist sich in mehrfacher Hinsicht als problematisch. Wo abrufbare Daten mit „Wissen“ bezeichnet werden, liegt der folgeschwere Schluss nahe, dass Wissen heute in einer nie zuvor geahnten Fülle schnell und oft auch frei zugänglich und verfügbar sei. Ein solches auf Information verkürztes Verständnis von Wissen korrespondiert in Bildungsszenarien in aller Regel mit einem hohen Stellenwert der Reproduzierbarkeit und

⁶ Zu den Übergangsprozessen vgl. Fuchs-Kittowski (2002, S. 25).

Messbarkeit von Fakten-Wissen sowie mit einem niedrigen Stellenwert schwer oder gar nicht messbarer Aspekte der Persönlichkeitsbildung und der Entwicklung von Fähigkeiten zur Hinterfragung, Rahmung, Reflexion und Einordnung von Informationen in unterschiedlichen Kontexten.

2.2 Herausforderungen im Zeitalter der Digitalisierung

Die neuen Publikationsformen bedingen langfristig auch neue institutionelle Organisationsformen. Neben gedruckten und audiovisuellen Medien gilt es multimediale Lehr- und Lerneinheiten zu berücksichtigen. Eine Verständigung von Bibliotheken, Medienzentren und Rechenzentren ist notwendig, um den Anforderungen gerecht werden zu können.

„Mit Blick auf die bereits ältere Debatte über das ideale Verhältnis zwischen Hochschulbibliotheken und -rechenzentren erscheint dabei bemerkenswert, dass die neuen beruflichen Profile die hergebrachte Trennung der beiden Dienstleistungsbereiche obsolet erscheinen lässt, da die neuen Spezialistinnen und Spezialisten an der Schnittstelle nicht nur zwischen Wissenschaft und Infrastruktureinrichtungen, sondern auch zwischen Infrastruktureinrichtungen selbst agieren.“ (Meyer-Dörpinghaus 2013, S. 237-238)

Auch die Hochschulrektorenkonferenz in Deutschland bezieht in die Beurteilung der Situation der Hochschulen die Medienkultur, innerhalb derer sie sich bewegt, mit ein:

„Die Studierenden erwarten etwa, dass die Hochschulen mit den neuen Entwicklungen Schritt halten und ihnen eine integrierte Informationsumgebung zur Verfügung stellen, die den außerhalb der Hochschule eingeübten Gewohnheiten Rechnung trägt. Netzgestützte Lehrangebote gewinnen für die Studierenden an Relevanz. Zugleich tragen die Studierenden, die an die Kultur des Internets gewöhnt sind, neue Fragen an das Wissenschaftssystem heran: Wie etwa ist die für das Wissenschaftssystem maßgebliche Wertschätzung der individuellen Forschungsleistung als eines geistigen Eigentums mit den Konventionen vereinbar, die in sozialen Netzwerken praktiziert werden?“ (Hochschulrektorenkonferenz 2012, S. 4)

Und mit Blick auf die veränderten Bedingungen für die Forschung halten die AutorInnen fest:

„Auch die Forschung verändert sich grundsätzlich: Wissen wird in der Interaktion ständig neu produziert und muss im Modell des *information life cycle* neu begriffen werden. Die Digitalisierung von Forschungsdaten schreitet voran. Datenmengen wachsen exponentiell, neue Lösungen des Managements, der Speicherung und Archivierung sind gefragt. Mit neuen Möglichkeiten geht einher, dass einige der Prozesse, die früher das ‚gebildete Individuum‘ gesteuert hat, heute bereits automatisiert sind. Das wiederum wirft neue Fragen mit Blick auf Ethik und Verantwortung in der Forschung auf.“ (Hochschulrektorenkonferenz 2012, S. 4-5; kursiv i. Org.)

Diese neuen Konfigurationen führen zu bislang unbekannten Problemhorizonten auf unterschiedlichen Ebenen. Betrachtet man etwa die sich verändernden Kulturtechniken wie *distant reading* (algorithmisches Scannen umfangreicher Textsammlungen), die Neubewertung der Kopie in einer Kultur des *remix* durch die Anwendung von Copy&Paste,

so ist ebenfalls die Bedeutung von Suchalgorithmen u. a. Tools zur Erschließung und Bewältigung großer Datenvolumina (Visualisierung, Metadaten, kollaboratives Tagging, Automatisierung) nicht zu einem endgültigen und häufig zu einem „personalisierten“ Ergebnis gelangt. Ebenso ergeben sich neue juristische Herausforderungen bezüglich Urheber- und Leistungsschutzrechten im virtuellen Raum: Aaron Swartz hatte 2011 den gesamten Bestand der kostenpflichtigen US-amerikanischen JSTOR-Datenbank heruntergeladen und in peer-to-peer-Netzwerken zur Verfügung gestellt. Er wurde mit einer Strafandrohung von 35 Jahren konfrontiert und beging Suizid (vgl. Knappenberger 2014). Dieser Fall demonstriert, wie stark auch öffentlich finanziertes Wissen an ökonomische und rechtliche Grenzen stößt, wenn es um die uneingeschränkte Verfügbarkeit geht.

Weitere Herausforderungen sind mit Fragen des Primats von Interessensgruppen, organisationalen Strukturierungsmodalitäten und verschiedenen Formen der Kontextsteuerung durch veränderte Modi der Mittelzuweisung verbunden. Das Spektrum reicht hier von institutionenübergreifenden Forschungsprogrammen und Prioritätensetzungen in der Förderlandschaft über institutioneninterne Maßnahmen zur (De-)Institutionalisierung oder Förderung einzelner Bereiche bis zu Fragen nach der (Un-)Zulässigkeit individueller oder gruppenweiser Nutzung von Medienanwendungen und wissenschaftlichen Informationsangeboten. Die einschlägigen Herausforderungen sind mit mehr oder weniger komplexen Spannungsfeldern verbunden, in denen Kulturen und Eigenlogiken der Fachdisziplinen, der Technik, der Verwaltung, der Bürokratie, der Didaktik, des Management, des Gender-Mainstreaming usw. sowie Orientierungen an unterschiedlichen Kapitalsorten aufeinander treffen. Schwierigkeiten und Dilemmata werden für EntscheidungsträgerInnen, Betroffene und Beteiligte erfahrbar, wenn etwa

- Tendenzen der Standardisierung und Normierung kreative Forschungs- und Lehr-/Lernprozesse erschweren,
- Rechtsansprüche von Verlagen und Medienanbietern mit wissenschaftsdidaktischen Interessen kollidieren,
- eine Lernplattform für alle didaktischen Zwecke ausreichen soll und Personal Learning Environments (PLE) oder akademisch motivierte Social Media Anwendungen als Privatvergnügen erachtet werden,
- Denk- und Interaktionsräume für zweckfrei gedachte Grundlagenforschung knapper werden und die Förderstrukturen primär im Sinne von Techno-Versprechungen und marktnaher Anwendungsforschung ausgebaut werden,
- WissenschaftlerInnen für Kleinstprojekte aufwändige Antragsprozeduren zugemutet werden, während sie gleichzeitig Einladungen zur Mitwirkung an Projekten von Verwaltungseinrichtungen erhalten,

- wissenschaftliche Lebensformen flexible Öffnungszeiten auch von Bibliotheken erfordern, letztere aber keine ausreichenden Mittel für kompetentes Personal haben,
- für Wissenschaftskommunikation im Sinne darstellungspolitisch orientierter Unternehmenskommunikation weit mehr Mittel zur Verfügung gestellt werden als für einfallsreiche Lehr-/Lern-Projekte mit Studierenden oder zukunftsweisende „Communities of Project“ (Faßler 2008).

Wir wollen es hier bei diesen exemplarischen Hinweisen belassen. Je nach Perspektive, Funktion und Rolle in den komplexen Interaktionszusammenhängen erscheinen unterschiedliche thematische Aspekte und Bedeutsamkeiten relevant. Wie immer diese im Detail beschrieben werden, wird mit den bisherigen Ausführungen schon dreierlei deutlich:

(1) Abgesehen von der generellen Anerkennung vielfältiger Herausforderungen und allgemeinen Forderungen nach Qualitätsbesserung in der Wissenschaftskommunikation, zeichnet sich keine Einigkeit darüber ab, was die zentralen Probleme und Schlüsselfragen (*key issues*) sind und wie diese in allseits befriedigender und ergebnisorientierter Weise bearbeitet werden sollten. Auch wenn aus der Sicht von BibliothekarInnen, Forschenden, Studierenden oder der Universitätsleitung durchaus spezifische Problembereiche identifiziert werden können, so ist damit noch nichts über deren Gewichtung oder über wünschenswerte Lösungsansätze ausgesagt. Zu ähnlichen Schlussfolgerungen kommen auch das Research Information Network (RIN) und das Consortium of University Research Libraries (CURL)⁷ im Bericht über *Researchers' Use of Academic Libraries and their Services* (2007).

(2) Leitungsaufgaben sind angesichts der Herausforderungen nicht einfacher geworden. Die Rolle der Bibliotheksdirektion hat sich seit den 70er Jahren (vgl. McAnally & Downs 1973) weiter ausdifferenziert und verändert. Sie erfordert vielfältige kommunikative Kompetenzen, Beweglichkeit im Umgang mit heterogenen Diskurszusammenhängen und kontextsensitives Management in komplexen und spannungsreichen Interessenslagen.

(3) Hand in Hand mit neuen digitalen Werkzeugen und Nutzungszusammenhängen sind neue Bereiche anwendungsorientierter Forschung an den Nahtstellen von Forschungs- und Serviceeinrichtungen entstanden. Exemplarisch sei hier auf Initiativen der so genannten Digital Humanities verwiesen. Diese Entwicklung zeichnet sich durch allerhand Ambivalenzen aus (vgl. Gugerli et al. 2013). Einerseits werden mittels computergestützter Analyseverfahren neue Forschungsfragen und neue Bearbeitungsmethoden für die Geisteswissenschaften eröffnet und Antworten auf gegenwärtige Problemwahrnehmungen angeboten. Andererseits täuschen die einschlägigen Innovationsrhetoriken auch allzu

⁷ Nunmehr Research Libraries UK (RLUK) (s. <http://www.rluk.ac.uk/>) [Stand vom 14-06-2014].

leicht darüber hinweg, dass die Projekte in diesem Bereich häufig in der Eigenlogik der Technik verhaftet bleiben, in epistemologischer und methodologischer Hinsicht wenig reflektiert sind oder auch als Strategien der Gewissensberuhigung angesichts der hohen Mittelaufwendungen für naturwissenschaftliche und technologische Forschungsbereiche fungieren.

Wie deutlich es im Zuge der Diskussion akademischer Legitimation, wissenschaftlicher Urteilsfähigkeit, Relevanz und Institutionalisierung um Bildung unter dem Diktat der Ökonomie geht, macht die Konkurrenz um Fördermittel, Drittmittel, Sponsoring und um Ansehen im Bildungssektor sichtbar. Dennoch kann eine sowohl produktive als auch kritische Auseinandersetzung mit digitalen Medien und insbesondere mit Methoden der Digital Humanities künftig zur Entwicklung fachspezifischer digitaler Werkzeuge sowie digitaler Forschungsinfrastrukturen beitragen. Unerlässlich bleibt jedoch auch hier die Erörterung der Frage, wie sich das Arbeiten mit digitalen Methoden in Erkenntnisprozesse, Forschungsfragen und die Fixierung von Wissensbeständen einschreibt (vgl. Missomelius 2014).

3 *Universitätsbibliotheken und mobile (Lern-)Szenarien*

3.1 *Aktuelle Entwicklungen*

Die sozio-kulturellen, ökonomischen und politischen Veränderungsdynamiken, die mit den digitalen Medienentwicklungen einhergehen, betreffen direkt oder indirekt alle Lebensbereiche. Seit einigen Jahren sind dabei verschiedenste Aspekte von Mobilität bedeutsam geworden (vgl. Urry 2000). Das betrifft beispielsweise Aspekte *sozialer Mobilität* im Sinne von wechselnden Zugehörigkeiten zu Milieus, Gruppen, Schichten oder Kulturkreisen. Das betrifft auch Aspekte *kognitiver Mobilität* etwa im Hinblick auf den flexiblen Umgang mit unterschiedlichen Denkstilen, paradigmatische Neuorientierungen oder singuläre oder ständige Wechsel zwischen Forschungsgebieten. Das betrifft weiter Aspekte *kultureller Mobilität* etwa im Zusammenhang veränderter Sinneskulturen und verschiedener Formen der Migration oder der zeitlichen Strukturierung und (Ent-)Rhythmisierung von Abläufen und Routinen. Und das betrifft selbstredend auch *technische* Aspekte der Portabilität, Interoperabilität und Medienkonvergenz und nicht zuletzt das Zusammenwirken der genannten und weiterer Aspekte von Mobilität.

Seit einigen Jahren ist Mobilität auch für Bibliotheken erneut ein Thema geworden. Das komplexe Zusammenspiel unterschiedlicher Aspekte und Bedeutungsebenen von Mobilität spielt dabei allerdings kaum eine Rolle. Analoges gilt für medientheoretische Überlegungen etwa im Anschluss an Harold Innis Unterscheidung von *zeitbindenden* und *raumbindenden* Medien (vgl. Innis 1950) und deren Weiterentwicklung (vgl. Winkler 2009). Dies erstaunt umso mehr, als sich mit den Digitalisierungsprozessen allemal auch Fragen

nach Dynamiken der „Verräumlichung“ und „Verzeitlichung“ stellen. Die medientheoretische Überlegung, inwieweit mit mobilen digitalen Medien die „Zwänge der Zeit mit den Mitteln des Raums, und die Zwänge des Raums unter Einsatz von Zeit“ (Winkler 2009, S. 7) in besonderer Weise überwunden werden können, scheint in der Bibliothekswissenschaft bis dato weniger bedeutsam zu sein als anwendungsorientierte Formen des „going mobile“. Während Carlucci Thomas (2010) mit Blick auf den US-amerikanischen Raum noch eine gewisse Skepsis und mobile Serviceangebote bei weniger als der Hälfte der akademischen Bibliotheken diagnostiziert, kommt sie in ihrer neueren Bestandsaufnahme (Carlucci Thomas 2012) im Rückgriff auf eine Studie zum Thema *Mobile Devices, Mobile Content and Library Apps* (Library Journal's Patron Profiles 2012) zu folgendem Ausblick:

„Technological advancements, such as sophisticated touch screen interfaces, next-generation platforms, patron self-service tools, and interactive communication services, along with evolving user demands will fuel the ongoing development of mobile library innovations for libraries already involved and encourage creative ideas about delivering services with a fresh perspective.“ (Carlucci Thomas 2012)

Mittlerweise sind in der Tat einschlägige Werkzeuge⁸, Apps und Ansätze entwickelt worden. Die Arbeiten von Lippincott (2008), Yihong et al. (2008), Iacono & Frith (2008), Pfeifenberger (2009), Barile (2011), Clark (2012) und Bohyun (2013) bieten unterschiedlich akzentuierte Überblicke über mobile Anwendungen, Ressourcen und bibliothekarische Dienstleistungen. Darüber hinaus geben empirische Studien (vgl. z.B. Grimm 2012) sowie Webinare und Bibliotheksleitfäden für mobiles Lernen⁹ Auskunft über Initiativen einzelner Institutionen oder institutionenübergreifende Aktivitäten. Wir wollen uns im nächsten Abschnitt auf einige Aspekte mobiler (Lern-)Szenarien konzentrieren.

3.2 Konzeptionelle Aspekte mobiler (Lern-)Szenarien

Der Ausdruck ‚Szenario‘ wird in alltagsweltlichen, politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Diskurszusammenhängen mit unterschiedlichen Bedeutungsakzentuierungen und häufig in metaphorischer Weise gebraucht. In allen Verwendungsweisen ist eine gewisse Spannung zwischen (1) faktischen und fiktionalen, (2) materialen und ideel-

⁸ Exemplarisch sei hier auf AccessMyLibrary von Gale (<http://www.gale.cengage.com/apps/>), SirsiDynix's BookMyne (<http://www.sirsidynix.com/bookmyne>), Owl iLibrary (<http://www.owlilibrary.com/>), Auto-Graphics' iLib2Go (http://download.cnet.com/iLib2Go/3000-20412_4-75527287.html), Elephant eContent solution (<http://elephantcms.yrlab.ca/>) und Boopsie's Apps (<http://www.boopsie.com/benefits/special-libraries/>) verwiesen.

⁹ Siehe z. B. die einschlägigen Angebote der Boise State University (ID/U.S.A.) (<http://guides.boisestate.edu/mobilewebinar> und <http://guides.boisestate.edu/mlearning>) [Stand vom 19-07-2014].

len (imaginierten) (3) gegenwärtigen und zukünftigen, (4) partikularistischen und holistischen sowie (5) zwischen deskriptiven und normativen Aspekten relevant. Die unterschiedlichen Relationierungen zeichnen sich allesamt durch einen Entwurfscharakter und mehr oder weniger feine oder grobe Strukturierungen aus. Das gilt für Szenario-Beschreibungen von Theaterstücken und Filmen, Drehbuchauszügen oder Libretti von Opern, von didaktischen Handlungsabläufen und Inszenierungen spezifischer Lernarrangements gleichermaßen wie für Anwendungen der Szenario-Technik in der Organisationsentwicklung und für ökonomische, militärische, global- oder familienpolitische Best-Case- oder Worst-Case-Szenarien. Dabei können unterschiedliche Akzentuierungen von Szenarien wie etwa die folgenden im Vordergrund stehen:

- imaginierte Verläufe, Situationen und Ereignisse
- hypothetisch angenommene, plausible, wünschenswerte oder erhoffte Entwicklungsdynamiken
- prognostische Aussagen über künftige Entwicklungen
- Modelle (von) der oder für die Abfolge von möglichen Ereignissen oder der hypothetischen Durchführung einer Sache
- hypothetische Aufeinanderfolgen von Ereignissen, die zur Beschreibung kausaler Zusammenhänge konstruiert werden
- wahrscheinliche oder mögliche Zukunftsbilder und entsprechende Entwicklungspfade
- faktische, mögliche oder unerlässliche Abfolgen von Schritten eines geplanten Handlungsablaufes unter Beachtung erforderlicher Ressourcen (Handlungsanweisungen)
- prototypische didaktische Arrangements, Settings oder Schemata einschließlich entsprechender Handlungsentwürfe und Methodenanleitungen
- kommunikativ stabilisierte, viable didaktische Formen als mediale Formen sensu Leschke (2010) in Lehr-/Lern- und Bildungskontexten
- szenische Beschreibungen im theaterwissenschaftlichen, tiefenpsychologischen oder lerntheoretischen Sinne.

Die Liste ließe sich mit mehr oder weniger trennscharfen Beispielen fortsetzen. Wichtig ist, dass mit solchen Akzentuierungen immer auch unterschiedliche Reichweiten und Ansprüche der Verfügung und Verfügbarkeit von Ressourcen und Entwicklungsverläufen sowie der Planung, der Ermöglichung bzw. Verhinderung oder des Geschehenlassens verbunden sind. Weiters spielen auch Grade der Bewusstheit und der Offenheit bzw. Geschlossenheit sowie der Intentionalität im Spannungsfeld zwischen Absichtslosigkeit und Zielorientierung eine Rolle.

Im Zusammenhang von Universitätsbibliotheken und der Entwicklung mobiler Kommunikationstechnologien kann somit in recht unterschiedlicher Weise von „Szenarien“ die Rede sein. Hier ein paar Beispiele für mögliche Ausdrucksweisen:

- In einem Best-Case-Szenario bei der letzten Konferenz zum Thema „Zukunft der Bibliotheken im Zeitalter von Social Media und Mobilkommunikation“ wurden partizipatorische Ansätze in der Wissenschaftskommunikation und Hochschuldidaktik vorgestellt.
- Die Bibliotheksleitung entwirft ein düsteres Szenario hinsichtlich weiterer Ausbauvorhaben angesichts digitaler Entwicklungsdynamiken und mobiler Nutzungsformen frei verfügbarer Informationsangebote.
- Am Zentrum für Mediendidaktik und Weiterbildung wurden modellgestützte Entwürfe für innovative didaktische Szenarien und Designs unter Berücksichtigung von neueren Forschungsergebnissen zu Fragen der Inklusion und sozialen Mobilität entwickelt.
- Bei der letzten Ausstellung zu neuen Lerntechnologien wurden mobile Lernszenarien für die Verwendung von Online-Datenbanken vorgestellt, die ohne technisches Vorwissen problemlos im Verbund mit bereits vorhandenen Stundenbildern im Unterricht eingesetzt werden können.
- Aus Datenschutzgründen und Risikoerwägungen muss bei der Entwicklung mobiler Nutzungsangebote für Bibliotheksanwendungen das Szenario XY in Betracht gezogen werden.
- Im Zusammenhang mediengestützter Lehr-/Lernprozesse zeigt sich neuerdings, dass mit der verstärkten Nutzung mobiler Bibliotheksangebote Dynamiken der tendentiellen Selbstähnlichkeit verstärkt werden. Ähnlich wie bei der Nutzung kommerzieller Suchmaschinen im Internet und den personalisierten Suchergebnissen werden Szenarien im Sinne eines dreifachen Zusammenspiels von Skripts immer wahrscheinlicher: Wo das Nicht-Wissen um die Leistungen von Algorithmen und Computerprogrammen im Quellcode (Skripts₁) mit unbewussten Programmen (Skripts₂) im transaktionsanalytischen Sinne und Verarbeitungsroutinen und psychologischen Handlungsschemata (Skripts₃) zusammentreffen, kann nicht mehr vorbehaltlos von ergebnisoffenen, kreativen oder ethisch unbedenklichen Formen des wissenschaftlichen Arbeitens gesprochen werden.

Weitere Verwendungsweisen sind mit Ausdrücken wie „was-sollte-weil“, „was-wäre-wenn“, „was-könnte-anstatt“, „was-wird-gebraucht, um-zu“ oder „was-muss geschehen, damit“ verbunden. Mit diesen und ähnlichen Formulierungen lassen sich unterschiedliche Akzentuierungen und Auffassungen von Szenarien beschreiben.

3.3 Beispiele für mobile Lern- und Bildungsszenarien

Abschließend wollen wir einige konkrete Beispiele für mobile Lern- und Bildungsszenarien skizzieren, in denen Universitätsbibliotheken eine prominente Rolle spielen. Dabei geht es uns an dieser Stelle nicht um didaktische „Rezeptologien“ oder konkrete Anleitungen zur „Umsetzung“, sondern um Anregungen zur Diskussion und differenzierten Auseinandersetzung mit der Thematik.

Szenario 1: Verfassen von Abstracts in leichter Sprache

Die Universitäts- und Landesbibliothek Tirol (ULB) in Innsbruck erweitert ihr Angebot mit einer für viele überraschenden Akzentsetzung. Nachdem nur ein kleiner Teil der nicht-akademischen Bevölkerung des Landes die Services der ULB nutzt und Ergebnisse der empirischen Wissenschaftsforschung gezeigt haben, dass der Nutzen wissenschaftlicher Wissensproduktion ungleichmäßig verteilt ist, wird der Entschluss gefasst, mit Unterstützung des Landes Tirol und mittels Schwarmfinanzierung (*crowd funding*) einen Beitrag zur Förderung der Allgemeinbildung im Land zu leisten. Anhand von verfügbaren Abstracts zu ausgewählten wissenschaftlichen Beiträgen erarbeiten Studierende im Rahmen von Praktika und Lehrveranstaltungen zur Entwicklung von generischen Kompetenzen Zusammenfassungen in leichter Sprache¹⁰, die barrierefrei zugänglich sind und auch auf handelsüblichen mobilen Computern abgerufen werden können. Ausgehend von einer ersten Themenauswahl, die von SchülerInnen der Berufsschule in Kooperation mit dem Förderverein bidok Österreich / Netzwerk für Inklusion¹¹ und dem Tiroler PensionistInnenverband getroffen wurde, werden nach und nach alle Wissensgebiete und Fachbereiche inhaltlich erschlossen und exemplarisch bearbeitet. Einige WissenschaftlerInnen der Universität Innsbruck unterstützen das Projekt, indem sie für ihre eigenen Beiträge Zusammenfassungen in leichter Sprache zur Verfügung stellen. Die Fakultätsstudienvertretungen und die Studienvertretungen der Österreichischen HochschülerInnenschaft beteiligen sich mittels Unterstützung fortgeschrittener Studierender, die eine Serie von Kartenspielen zu den Wissensgebieten konzipieren und Online-Diskussionsforen betreuen, in denen Fragen beantwortet und diskursiv behandelt werden können. Ansprüche nach dem Motto „Bildung für alle“ können auf diese Weise exemplarisch zur Geltung gebracht werden.

Szenario 2: Annotation – Kooperation – Reflexion (AKR)

¹⁰ Siehe <http://www.leichtesprache.org/> [Stand vom 19-07-2014].

¹¹ Siehe <http://bidok.uibk.ac.at/> [Stand vom 19-07-2014].

Nachdem die europaweiten Trancephänomene, die mit dem Namen ‚Bologna‘ verbunden sind, da und dort in Auflösung begriffen sind und vermehrt Stimmen wahrnehmbar werden, die Nachbesserungen, Reparaturmaßnahmen, „Bologna 2.0“ oder eine völlige Neukonzeption der Studienzusammenhänge fordern, hat sich die Bibliotheksleitung dazu entschieden, einen zukunftsweisenden Beitrag zur Förderung diskursiver Lehr-/Lernkulturen einzubringen. In Kooperation mit dem Hyperstudio am Massachusetts Institute of Technology (MIT)¹² sowie dem Schwerpunkt Medienpädagogik und Kommunikationskultur (MuK) und an der Abteilung Digitalisierung & Elektronische Archivierung (DEA) an der Universität Innsbruck (LFU) wird eine Anwendung des Annotation Studio¹³ zur Verfügung gestellt und anhand der Bedürfnisse von Lehrenden und Studierenden weiter entwickelt. Die Anwendung ermöglicht es, in plattformübergreifender Weise Notizen und Kommentare zu den Inhalten und Strukturen von Digitalisaten einzubringen sowie diese zum Gegenstand der kritischen Analyse, Interpretation und Reflexion zu machen. Die Lehr-/Lernprozesse werden mittels geeigneter Visualisierungsstrategien unterstützt. Diskursräume können nach Maßgabe (gruppen-)didaktischer und wissenschaftlicher Interessen flexibel gestaltet werden, die diskursiven Auseinandersetzungen können in unterschiedlichen Teilöffentlichkeiten geführt werden. Insgesamt wird mit dem Angebot der Erwerb von Reflexions- und Orientierungswissen auf breiter Basis gefördert.

Szenario 3: RegioTransformator und LibrAwareness

Im Rahmen eines EU-Projekts *RegioTransformator* wird die regionale Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Politik neu aufgestellt. Eines der Teilprojekte fokussiert regionales Lernen als neues Bildungskonzept für handlungs- und ergebnisorientiertes Lernen in Zeiten des medienkulturellen Wandels. Externe Evaluierungen und ein Verfahren zur Zertifizierung des Qualitätsmanagementsystems (Quality Audit) haben ergeben, dass Projektförderungen bislang partiell ineffizient waren und dass Kriterien zur Ressourcenverteilung mitunter nicht eingehalten wurden. In einem ersten Anlauf sollten Ideen des Projekts „Innovations-Inkubator“¹⁴ auch in Tirol umgesetzt werden. Nachdem sich herausgestellt hat, dass die Aufwandsrelation für einen ähnlichen „Brutkasten für Ideen“ nicht zu rechtfertigen ist, wurden internationale Kooperationen angestrebt und das Projekt „RegioTransformator“ entwickelt. Die Dreifachmetaphorik bezieht sich dabei auf biologische Quellen (Fermentierung), auf politikwissenschaftliche Aspekte eines grundlegenden Wechsels in der Wissenschaftspolitik im Hinblick auf eine

¹² Siehe <http://hyperstudio.mit.edu/> [Stand vom 19-07-2014]

¹³ Siehe <http://www.annotationstudio.org/> [Stand vom 19-07-2014].

¹⁴ Siehe <http://www.leuphana.de/partner/regional.html> [Stand vom 19-07-2014].

gesellschaftliche, wissenschaftliche und wirtschaftliche Neuordnung (Transformation) sowie auf regionale Verbindungen in Anspielung auf öffentliche Verkehrsmittel. Im Zuge mikropolitischer Maßnahmen einer kontrollierten, wissenschaftsindustriellen Fermentation werden in ausgewählten Teilkulturen von den GutachterInnen empfohlene „Fermente“ eingesetzt, die unter Ausschluss von Medien-, Kultur- und Gesellschaftskritik zukunftsweisende Lösungen und mit der Zeit klare Verhältnisse schaffen sollen. Die Bibliotheken sind mit Teilprojekten in Kooperation mit Marktführern der Internetindustrie beteiligt. Algorithmengestützte Verfahren ermöglichen neben dem Grad der Prüfungsaktivität auch den der Bibliotheksaktivität von Studierenden und Lehrenden zu quantifizieren. Was das wissenschaftliche Arbeiten betrifft, so werden in den personalisierten Rechercheergebnissen nicht nur Auswertungen von systemintern erhobenen Präferenzen, sondern auch Aktivitäten in Social-Media-Netzwerken, Online-Kaufhäusern und Netzaktivitäten in den diversen Google-Welten automatisch mitberücksichtigt. ForscherInnen sind ausnahmslos anhand von Leistungsindikatoren gelistet und erhalten je nach Marktwert monetäre Zuwendungen. Studentische Seminar- und Qualifizierungsarbeiten sind online kostengünstig zu erwerben, Erlöse kommen dem Gesamtprojekt zugute. Unternehmen haben Einblick in die Nutzungsmodalitäten, soweit sie sich rechnerisch erschließen lassen, und bekommen je nach Förderbereitschaft die Profile für Zwecke der MitarbeiterInnensuche zur Verfügung gestellt.

Einzig eine kleine interdisziplinäre Gruppe engagierter Studierender und Lehrender aus der Informatik, Wirtschaftsinformatik, Medienpädagogik, Politikwissenschaft und Medienethik erzeugt etwas Unruhe mit der Entwicklung von *LibrAwarenessy*. Die Anwendung (App) basiert auf einer Weiterentwicklung von *Awarenessy*¹⁵, einem Instrument zur Selbstaufklärung über (Profil-)Daten, die im Zusammenhang der Nutzung von Smart Phones im Hintergrund an Dritte weitergegeben werden, und Abschätzungen dessen, was Einträge im „Gesichtsbuch“ für den Systembetreiber wert sind. Mit *LibrAwarenessy* lässt die Arbeit der Algorithmen im Kontext der Bibliotheksnutzung, deren Einfluss auf Rechercheergebnisse, deren interne Verwendung für Messungen von Performance und von Parametern für die Mittelverteilung an Fakultäten und Fachbibliotheken und auch deren externe Verwendung für Werbezwecke anschaulich darstellen und analysieren. Nachdem die Mehrheit der Studierenden und WissenschaftlerInnen allerdings nicht vom Bildungswert der Anwendung überzeugt ist, wird sie nach einem kurzen Medienrummel nicht mehr weiter entwickelt.

¹⁵ *Awarenessy* steht im Android Play Store zum Download zur Verfügung (siehe <https://play.google.com/store/apps/details?id=at.ac.uibk.awarenessy.app>).

Die drei Szenarien ließen sich weiter ausdifferenzieren und konkretisieren. Zwanglos könnten weitere Szenarien – mehr oder weniger nahe an aktuellen Entwicklungen, orientiert an Fakten oder Fiktionen sowie an technologischen Neuheiten oder eben ausgerichtet auf lern-, bildungs-, medien- oder kommunikationstheoretische Orientierungsmarken – beschrieben werden. Wir denken, dass die drei Beispiele auch in der skizzenhaften Form Zwecke der Diskussionsanregung gut erfüllen können. Sie machen deutlich, dass unterschiedliche Reichweiten und Verständnisse dessen, was ein Szenario ausmacht, im Zusammenhang von Bibliotheksentwicklung und mobilen (Lern-)Szenarien relevant sind und dass eine thematische Begrenzung der Debatten auf Modalitäten der mobilen Nutzung von E-Books und Audiobooks sowie von Funktionen der Katalogsuche oder der Entlehnung von Büchern zu kurz greift.

4 Fazit

Wenn man die Geschichte der Universitätsbibliotheken in der Perspektive von Mobilität und Medialisierung betrachtet, dann wird deutlich, dass Fragen nach Dynamiken der „Verräumlichung“ und „Verzeitlichung“ in vielen Hinsichten immer schon eine Rolle gespielt haben, nicht zuletzt im Hinblick auf die soziale Verteilung unterschiedlicher Wissensformen. Aufgabenbereiche und Zuständigkeiten von Universitätsbibliotheken haben sich Hand in Hand mit den großen Medienumbrüchen und sozio-kulturellen und technologischen Veränderungen verschoben. In jüngster Zeit sind die Kurzlebigkeit raumbindender Medien sowie die Instabilität technischer und kommunikativer Plattformen in besonderer Weise virulent geworden. Die damit verbundenen Herausforderungen machen deutlich, dass (a) die Kontextualisierung von Wissen und Informationen heute ein vordringliches Thema darstellt (vgl. Elkana 2011) und dass (b) Ansprüche der Aufklärung ohne Aufklärung über die Rolle und Funktion von Algorithmen in der Wissenschaftskommunikation im Allgemeinen und im Bibliotheksbetrieb im Besonderen fragwürdig geworden sind.

Ebenso wie das Archiv und das Museum steht auch die Bibliothek vor einem grundlegenden Umbruch. Einerseits wird die haptische Auseinandersetzung mit historischen Originalen nicht gänzlich verloren gehen und hinter Digitalisierungsprozessen verschwinden, andererseits gilt es, viable Formen der Gestaltung und Nutzung digitaler Medienangebote zu entwickeln. In dieser komplexen Lage bedarf es neuer Modell- und Theoriebildungen, wie auch Andrea Rapp unterstreicht:

„Der Transformationsprozess in ein neues Medium fordert neue Modell- und Theoriebildungen zu den digitalen Repräsentationen des kulturellen Erbes und bewirkt zugleich eine erneute Hinwendung zum Original, sodass die Forschung zu beiden medialen Erscheinungsformen neue Erkenntnisse hervorbringt. [...] Man kann also durchaus konstatieren, dass die Rolle der Bibliothek als Forschung ermöglichende Infrastruktureinrichtung gerade auch durch die Digitalisierung ihres Bestan-

des nochmals besonders gestärkt wird. [...] Bibliotheken (exemplarisch für alle kulturbewahrenden und auch kulturschaffenden Institutionen), die seit Jahrhunderten hochentwickelte Kulturtechniken des Bewahrens und Erschließens (auch des Aussortierens, Vernichtens und Vergessens) entwickelt haben, sind damit auch aufgerufen, gemeinsam mit den geisteswissenschaftlich Forschenden die entsprechenden digitalen Kulturtechniken zu entwickeln, zu pflegen und zu vermitteln.“ (Rapp 2013, S. 347-349)

Die skizzierte Entwicklung führt dazu, dass sich die Universitätsbibliothek im 21. Jahrhundert auch abseits der wohlbekannten Pfade in die Erschließung der Potenziale digitaler Informationen und Wissensvermittlung durch die Schaffung leistungsfähiger virtueller Forschungsumgebungen sowie innovativer kultureller Vernetzung einbringt. Dies stellt auch eine Möglichkeit dar, den Ruf des physischen Ortes und den Mehrwert gegenüber kommerziellen Angeboten durch die Kreativität, Mobilität und Innovationsfähigkeit im Netz hervorzuheben.

Literatur

- Bammé, Arno (2004): *Star Wars. Von der akademischen zur postakademischen Wissenschaft*. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Barile, Lori (2011): *Mobile technologies for libraries. A list of mobile applications and resources for development*. Abrufbar unter: <http://crln.acrl.org/content/72/4/222.full> [Stand vom 05-07-2014].
- Bohyun, Kim (2013): *The Present and Future of the Library Mobile Experience*. In: *Library Technology Reports*. 49(6), S. 15-29.
- Carlucci Thomas, Lisa (2010): *Gone Mobile? (Mobile Libraries Survey 2010)*. In: *Library Journal*, 135(17) S. 30-34.
- Carlucci Thomas, Lisa (2012): *The State of Mobile in Libraries 2012*. In: *The Digital Shift*. Abrufbar unter: <http://www.thedigitalshift.com/2012/02/mobile/the-state-of-mobile-in-libraries-2012/> [Stand vom 05-07-2014].
- Clark, Jason A. (2012): *Building Mobile Library Applications*. Chicago: Neal-Schuman Publishers.
- Elkana, Yehuda (2011): *Rethinking the Enlightenment*. In: *Approaching Religion*. 1(2). Abrufbar unter: <http://ojs.abo.fi/index.php/ar/article/view/117/97> [Stand vom 05-05-2014].
- Faßler, Manfred (2008): *Communities of Projects oder: Die Große Welt der kleinen Erzählungen*. In: Gächter, Yvonne et al. (Hrsg.): *Erzählen – Reflexion im Zeitalter der Digitalisierung / Storytelling – Reflections in the Age of Digitalization*. Innsbruck: Innsbruck University Press, S. 29-55.
- Felt, Ulrike (2003): *Scientific Citizenship. Schlaglichter einer Diskussion*. Abrufbar unter: http://edoc.bbaw.de/volltexte/2010/1339/pdf/04_felt.pdf [Stand vom 07-05-2014].
- Fuchs-Kittowski, Klaus (2002): *Wissens-Ko-Produktion. Verarbeitung, Verteilung und Entstehung von Informationen in kreativlernenden Organisationen*. In: Floyd, Christiane et al. (Hrsg.): *Stufen zur Informationsgesellschaft*. Frankfurt am Main: Peter Lang-Verlag.

- Giesecke, Michael (2001): Auf der Suche nach posttypographischen Bildungsidealen. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 51(1), S. 14-29.
- Glaserfeld, Ernst von (1996): *Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Grimm, Sara (2012): A mixed model study to determine user preferences for delivery of collection content via mobile devices: lessons for the development of a smartphone application. In: Katsirikou, Anthi & Skiadas, Christos (Eds.): *New trends in qualitative and quantitative methods in libraries: selected papers presented at the 2nd Qualitative and Quantitative Methods in Libraries: proceedings of the International Conference on QQML2010, Chania, Crete, Greece, 25-28 May 2010*. Singapore; Hackensack, NJ : World Scientific.
- Gugerli, David et al. (Eds.) (2013): *Digital Humanities. Nach Feierabend – Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte* 9. Zürich: Diaphanes.
- Harris, Michael H. (1999): *The History of Libraries in the Western World*. 4th ed. (1984) London: Scarecrow Press.
- Hochschulrektorenkonferenz (2012): Hochschule im digitalen Zeitalter: Informationskompetenz neu begreifen – Prozesse anders steuern. EntschlieÙung der 13. Mitgliederversammlung der HRK am 20. November 2012 in Göttingen. Abrufbar unter: http://www.hrk.de/uploads/media/Entschliessung_Informationskompetenz_20112012.pdf [Stand vom 05-07-2014].
- Iacono, Antonietta & Frith, Gareth (2008): Mobile media - from content to user. In: Earnshaw, Rae & Vince, John (Eds.): *Digital convergence: libraries of the future*. London: Springer, S. 273-291.
- Innis, Harold A. (1950): *Empire and Communications*. Oxford: Clarendon Press.
- Knappenberger, Brian (2014): The Internet's Own Boy: The Story of Aaron Swartz. Abrufbar unter: <https://archive.org/details/TheInternetsOwnBoyTheStoryOfAaronSwartz> [Stand vom 27-06-2014].
- Lerner, Fred (2009): *The Story of Libraries: From the Invention of Writing to the Computer Age*. 2nd ed. (1998) New York: Continuum.
- Library Journal's Patron Profiles (2012): Mobile Devices, Mobile Content and Library Apps. Issue 2. Abrufbar unter: <https://shop.mediasourceinc.com/ProductDetails.aspx?ocid=213> [Stand vom 14-06-2014].
- Leschke, Rainer (2010): *Medien und Formen: Eine Morphologie der Medien*. Konstanz: UVK.
- Lippincott, Joan K. (2008): Mobile Technologies, Mobile Users: Implications for Academic Libraries. In: *ARL: A Bi-monthly Report on Research Library Issues and Actions from ARL, CNI, and SPARC*, H. 261, S. 1-4. Abrufbar unter: <http://www.arl.org/bm~doc/arl-br-261-mobile.pdf> [Stand vom 14-03-2009].
- McAnally, Arthur M. & Downs, Robert B. (1973): The Changing Role of Directors of University Libraries. In: *College and Research Libraries*. 34(2), S. 103-125. Abrufbar unter: <http://hdl.handle.net/2142/38859> [Stand vom 14-06-2014].
- Meyer-Doeringhaus, Ulrich (2013): Die Stärkung von Informationskompetenz als Ziel einer Empfehlung der Hochschulrektorenkonferenz. In: Neuroth, Heike; Lossau, Norberg & Rapp,

- Andrea (Eds.): *Evolution der Informationsinfrastruktur. Kooperation zwischen Bibliothek und Wissenschaft*. Glückstadt: Verlag Werner Hülsbusch, S. 229-239.
- Missomelius, Petra (2014): Medienbildung und Digital Humanities. Die Medienvergessenheit technisierter Geisteswissenschaften. In: Pfurtscheller, Daniel et al. (Hrsg.): *Anker, Schleusen, Netze - Medien in der Datenflut*. Innsbruck: Innsbruck University Press (im Erscheinen).
- Nowotny, Helga; Scott, Peter & Gibbons, Michael (2003): Mode 2 revisited: The New Production of Knowledge. In: *Minerva*. 41, S. 179–194.
- Pfeifenberger, Regina (2009): Pocket Library. Bibliothekarische Dienstleistungen für Smartphones. Berlin: Masterarbeit an der Humboldt-Universität zu Berlin.
- Rapp, Andrea (2013): Aus Sicht der Geisteswissenschaften: Die wissenschaftliche Bibliothek als Schnittstelle zwischen digitaler Infrastruktur und geisteswissenschaftlicher Forschung In: Neuroth, Heike; Lossau, Norberg & Rapp, Andrea (Eds.): *Evolution der Informationsinfrastruktur. Kooperation zwischen Bibliothek und Wissenschaft*. Glückstadt: Verlag Werner Hülsbusch, S. 345-353.
- Research Information Network and the Consortium of Research Libraries (Eds.) (2007): *Researchers' Use of Academic Libraries and their Services. A report commissioned by the Research Information Network and the Consortium of Research Libraries*. Abrufbar unter: <http://www.rin.ac.uk/system/files/attachments/Researchers-libraries-services-report.pdf> [Stand vom 14-06-2014].
- Stringer, Ian et al. (Eds.) (2010): Mobile Library Guidelines. International Federation of Library Association and Institutions. IFLA Professional Reports, No. 123. Abrufbar unter: <http://www.ifla.org/files/assets/hq/publications/professional-report/123.pdf> [Stand vom 14-06-2014]
- Tolzmann, Don Heinrich; Hessel, Alfred & Peiss, Reuben (2001): *The Memory of Mankind: The Story of Libraries Since the Dawn of History*. New Castle, Del.: Oak Knoll Press.
- Urry, John (2000): *Sociology beyond societies: mobilities for the twenty-first century*. London/New York: Routledge.
- Willinsky, John (2006): *Access Principle: The Case for Open Access to Research and Scholarship*. Cambridge: MIT press. Abrufbar unter: http://mitpress.mit.edu/sites/default/files/titles/content/9780262512664_Download_the_full_text.pdf [Stand vom 14-06-2014].
- Winkler, Hartmut (2009): Viefs Hase. Medien, Verräumlichung und Reversibilität. Abrufbar unter: http://homepages.uni-paderborn.de/winkler/hase_d.pdf [Stand vom 14-06-2014]
- Yihong, Mao; Zheng, Wu & Shuiqing, Huang (2008): The Rise and Development of Mobile Library Services. In: *Journal of Academic Libraries*. 1, S. 3-6.

Margret Friedrich

„Lehrlokalität“ kontra „Naturalquartier“

Eines Bibliotheksleiters Kampf um seine Dienstwohnung

Im Beitrag wird eine Auseinandersetzung zwischen dem Leiter der Prager Universitätsbibliothek, Pavol Jozef Šafárik, und der Universität Prag thematisiert: Die Universität benötigte zusätzliche Unterrichtsräume und wollte Šafárik in eine andere Dienstwohnung transferieren. Šafárik beschwerte sich umgehend brieflich in ausführlichster Argumentation beim zuständigen Minister in Wien, Graf Leo Thun-Hohenstein. Dieses Schreiben wird historisch kontextualisiert, speziell im Hinblick auf das langjährige und enge Verhältnis zwischen Thun und Šafárik. Ein kurzer Vergleich mit der Situation der Bibliothek an der Universität Innsbruck schließt den Beitrag ab.

Im Verhältnis Universität – Universitätsbibliothek gibt es Themen, die sich jahrzehnte-, um nicht zu sagen jahrhundertelanger Vitalität erfreuen: Bei Buchbestand, Bestellungen, Verkäufen und Entlehnungsrecht müssen die Vorstellungen der Wissenschaftler nicht mit denen der Bibliotheksleitung harmonieren, eine notwendige effiziente Gestaltung des „Betriebes“ Bibliothek kommt nicht unbedingt den vielfältigen Interessen und Dienstleistungsansprüchen der Wissenschaftler entgegen, und im Bereich der Finanzierung lautet die Dichotomie nicht selten unterfinanziert (Bibliotheksleitung) versus zu teuer (Universitätsleitung).

Ein besonderer Konflikt, den es in Innsbruck nicht hätte geben können, ist für die Prager Karlsuniversität Mitte des 19. Jahrhunderts zu verzeichnen: Der Leiter der Bibliothek, Pavol Jozef Šafárik, beschwerte sich in einem persönlichen Schreiben beim Minister für Cultus und Unterricht, Graf Leo Thun-Hohenstein,¹ dass seine neben der Bibliothek liegende Dienstwohnung von der Universität beansprucht werde, da diese „ihre Lehrlocalitäten“ erweitern wolle. Zwar habe ihm der Minister schon vor zwei Jahren versichert, dass er hinsichtlich seiner Wohnung unbesorgt sein könne, doch sei er „durch die neuesten Vorfälle etwas in Unruhe versetzt“ und fühle sich „gedrungen Euere [sic] Excellenz Schutz für die Bibliothek und ihre Beamten anzuflehen“. Ein Einschreiten des Ministers erschien ihm umso dringlicher, als früher nur die Verlegung der Wohnungen der Scriptoren angesprochen wurde, nun aber auch die des Bibliothekars und des

¹ Schreiben Pavol Jozef Šafárik an Leo Thun v. 27. November 1853. Staatliches Gebietsarchiv Leitmeritz, Zweigstelle Tetschen-Bodenbach Familienarchiv Thun-Hohenstein, Linie Tetschen, Nachlass Leo Thun, A3 XXI D192. Das Schreiben wird in einer digitalen Edition der Thun'schen Briefwechsel publiziert. Ich bedanke mich bei Tanja Kraler und Christof Aichner für den Hinweis. Informationen zum Projekt und zur Edition siehe <http://thun-korrespondenz.uibk.ac.at>.

Kustos ins Auge gefasst seien. Obwohl er dem Dekan² bereits vor mehreren Monaten seine Ablehnung dieses Unterfangens mitgeteilt habe, habe vor zehn Tagen eine „commissionelle Besichtigung“ der beiden Wohnungen stattgefunden. Dabei sei ihm mitgeteilt worden, er könne stattdessen die Wohnung des Sternwardirektors beziehen, untermauert mit dem (inzwischen sattsam bekannten) Argument, er solle ja auf diesen Vorschlag eingehen, sonst werde er in seiner Wohnung keine Ruhe mehr finden, sondern „fortwährende Commissionen“ zu gewärtigen haben.

Šafárik versicherte dem Minister, dass es ihm nicht um seine persönlichen Interessen gehe, im Gegenteil: Die Luft im Clementinum sei schlecht und seiner Gesundheit nicht zuträglich. Ihm liege jedoch das Wohl der Bibliothek am Herzen:

„Die Position, welche die Wohnungen des Bibliothekars und Custos einnehmen, ist bezüglich der Bibliothek und des Dienstes eine so glückliche und heilsame, daß das Preisgeben derselben dem Verdrängen der Wächter von der Warte oder des Gärtners vom Garten gleichkäme und der Anstalt früher oder später nur Unheil bringen würde.“

Wenn er aber auch nur ein gesetzliches Mittel unversucht ließe, um dies von vorneherein zu verhindern, würde später die Geschichte über ihn richten. Šafárik fand es „unbegreiflich“, dass die Universität sich über eine „Schmälerung, wo nicht Zerstückelung“ von Sternwarte und Bibliothek auszuweiten beabsichtige, wollte aber auf „die Weisheit und Gerechtigkeitsliebe der hohen Landesregierung und der hohen Ministerien“ vertrauen. Den Raumbedarf „im Interesse der Wissenschaft“ sehe er, doch gebe es andere Möglichkeiten, diesen zu decken, wozu er auch Vorschläge einbrachte. Schon am 18. Februar hatte er in diesem Zusammenhang Stellung bezogen und darauf hingewiesen, dass es nicht auf seine Neigungen und Bedürfnisse ankomme, sondern auf das Wohl der Bibliothek. Und er hatte akribisch zwölf Dekrete von 1781 bis 1848 angeführt,³ die seine Argumentation ebenso untermauern sollten wie der Verweis auf die Konkursedikte und die Staatshandbücher, die zeigten, dass die Bibliothekarswohnung, die an die Bibliothek anstieß und von deren Fenstern aus man die Bibliothek überblicken konnte, seit 62 Jahren ununterbrochen genutzt wurde, ja werden musste,⁴

² Beim Dekan handelte es sich um den renommierten Mathematiker Wilhelm Matzka (1798-1891), der seit 1850 Professor für Mathematik an der Prager Universität und Mitglied der Königlichen böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften war. Michaela Chocholová, Wilhelm Matzka (1798-1891) Zusammenfassung, auf: <http://dml.cz/dmlcz/402199>, eingesehen am 10. April 2014.

³ U.a. das Gubernialintimat v. 24. März 1791, in dem die Renovierung der Bibliothek angeordnet und „das Museum des Generalseminariums, welches zwischen den beiden Lesezimmern der Bibliothek befindlich ist“ als Bibliothekarswohnung bestimmt wurde. Beilage zum Schreiben Pavol Jozef Šafáriks an Leo Thun v. 18. Februar 1853, Familienarchiv Thun-Hohenstein (s. FN 1).

⁴ Ebd.

„da dieselbe für ihre Bestimmung wie geschaffen ist und die Bewachung der Bücherschätze, die Obhut der Kasse, die Betheiligung an allen Arbeiten, das Sich hineinleben in die große Büchermasse den verantwortlichen Vorstand in hohem Grade ermöglicht“.⁵

Er erlaubte es sich, die Anliegen der k.k. Bibliothek „dem hohen Schutze aus folgenden Gründen inständig anzuempfehlen“: Wenn eine Erweiterung des wissenschaftlichen Betriebs als Schritt zur Vollkommenheit der Universität eingestuft werde, könne nicht gleichzeitig die Beeinträchtigung der Bibliothek als Fortschritt gesehen werden, im Gegenteil, das Wohl der Wissenschaft hänge nicht von einer Arrondierung der Lehrlokalitäten ab, wohl aber eine gute Bibliothek von günstigen Raumverhältnissen. Die Möglichkeit einer Bibliothekserweiterung ginge bei den ins Auge gefassten Planungen verloren. Im aktuellen Handbuch der Bibliothekswissenschaft sei nachzulesen, dass man Erweiterungsmöglichkeiten der Bibliothek im Auge haben solle. Auch das Beispiel anderer Bibliotheken, selbst Wiens, rede dem Vorwand, eine Arrondierung der Lehrlokalitäten auf Kosten der Bibliothek liege im Interesse der Wissenschaften, nicht das Wort. Man könne gerade so gut die Ausweichquartiere, die man für die Bibliotheksbeamten suchen müsse, als Unterrichtsräume verwenden. Ansonsten wäre auch die Aufsicht über die Bibliotheksgebäude gefährdet: Speziell bei Brandherden würde es zu lange dauern, bis sie bemerkt bzw. die wertvollen Bestände gerettet würden. Die Gefährdung sei nicht geringer geworden, „seitdem das Bibliothekgebäude vom Erdgeschoße bis ins zweite Stockwerk von Gasbeleuchtungskanälen durchflochten ist.“ Mit den Wohnungen fielen dann auch Lagerplätze für kurzfristig notwendig gewordene Auslagerungen von Büchern weg, ganz zu schweigen davon, dass bei Gewittern, Regengüssen, Stürmen, Überschwemmungen niemand mehr sofort mögliche Schäden verhindern bzw. beseitigen und die Bücher schützen könne. Außerdem stünden dann die Bibliotheksbeamten, abgesehen von ihrer Anwesenheitszeit im Lesesaal, nicht mehr zur Verfügung, ja womöglich müssten Bibliotheksschlüssel auch „Subalternen“ übergeben werden. Šafárik schloss seine Argumentation, indem er auf frühere einseitige und offensichtlich unbedankte Verzichtleistungen verwies:

„Gehorsamst Gefertigter kann es nur hohem Ermessen anheimstellen, ob der Umstand, daß im Jahre 1807 von der Bibliothekarswohnung zwei der beträchtlichsten Räumlichkeiten, welche zur gewünschten Unterkunft auch des 3. Skriptors und noch eines Dienstindividuums hingereicht hätten, an den Lehrkörper der philosophischen Studien zu einem Sitzungs- und einem Hörsaal abgetreten worden sind – ob ferner der Umstand, daß – (um der frühern Räumung eines Bibliotheksdienertquartiers zu einem akademischen Ruhezimmer nicht zu gedenken) – der erste Skriptor gegen Bezug eines beengten Lokals im Nebengebäude sein Quartier dem neuen Lycealkabinett für Physik geräumt hat – endlich ob der Umstand, daß die k.k. Bibliothek bisher keine ähnliche enorme An-

⁵ Schreiben v. 18. Februar 1853. Ebd.

sprüche an benachbarte Anstalten gemacht – von Seite des Lehrkörpers nicht auch einige humane Rücksicht dürfte verdient haben?“

Wie kam nun ein Bibliothekar dazu, mit seinem Anliegen um Beibehaltung seiner Dienstwohnung gleich mit dem Minister in mehrfache Korrespondenz zu treten, der nicht nur in der beruflichen Hierarchie, sondern als Angehöriger des böhmischen Hochadels auch standesmäßig weit von ihm, dem Pastorensohn, entfernt war?

Pavol Jozef Šafárik, 1795 als Sohn eines evangelischen Pfarrers geboren, hatte als Studientfach evangelische Theologie gewählt, womit ihm die Möglichkeit offen gestanden war, außerhalb der Grenzen des Kaisertums Österreich zu studieren, in seinem Fall in Jena, wo er sich auch den Fächern der Philosophischen Fakultät widmete. Während seiner anschließenden Tätigkeit als Erzieher in Preßburg (Bratislava) lernte er František Palacký kennen, mit dem er eine Schrift über die Anfänge der tschechischen Dichtkunst, speziell der Prosodie, verfasste. Während seines anschließenden Lehramtes am serbisch-orthodoxen Gymnasium in Novi Sad entstanden wichtige slawistische Arbeiten. Er förderte die slowakische Sprache und Kultur, gab z.B. mit Ján Kollár weltliche Lieder des slowakischen Volkes heraus und widmete sich den südslawischen Sprachen.⁶ Ab 1833 wirkte er in Prag als Übersetzer, Zensor, ab 1841 als Kustos und ab 1848 als Bibliothekar an der Universitätsbibliothek. In Prag entstand sein Hauptwerk „Slawische Altertümer“, die erste umfassende Arbeit zu Kultur und Geschichte der Slawen.⁷ Zur gleichen Zeit publizierte Thun zum Stand der böhmischen Literatur und zur Stellung der Slowaken in Ungarn⁸ und war bemüht, die slawische Sprache seines jeweiligen Wirkungsortes zu erlernen. Als einer der Begründer der wissenschaftlichen Slawistik wurde Šafárik 1840 korr. Mitglied der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften, 1843 auch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1847 war er Gründungsmitglied der Akademie der Wissenschaften in Wien. Zu dieser Zeit arbeitete der Prager Philosophieprofessor Franz Exner, der Vertraute Thuns in Bildungsfragen (Thun hatte bei ihm studiert), in Prag bereits an der Schulreform. Šafárik wurde 1848 in die Schulreformkommission in Wien berufen. Graf Leo Thun wurde zum k.k. Gubernial-Präsidenten in Böhmen ernannt und wollte, angesichts der revolutionären Situation in Wien und der Flucht des Kaiserhofes nach Innsbruck, die Chance für das Königreich Böhmen nutzen und eine provisorische Böhmisches Landesregierung einberufen. Doch gelang es dem Ministerium Doblhoff, dies zu verhindern. Thun erhielt lediglich die Zustimmung zur Ausschreibung

⁶ Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten, Pest 1826.

⁷ Slawische Altertümer, Prag 1837.

⁸ Leo von Thun, Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung, Prag 1842; Die Stellung der Slowaken in Ungarn, Prag 1843.

von Wahlen zum böhmischen Landtag.⁹ Inzwischen liefen, und hier trafen sich die Interessen Thuns und Šafárik wieder, seit Anfang April die Vorbereitungen für einen Slawenkongress in Prag. Die bislang auf sprachwissenschaftlichem und literarischem Gebiet erfolgten Wechselbeziehungen sollten in ein Bündnis münden, das den Slawen in den politischen Unruhen der Monarchie ein stärkeres Gewicht verlieh. Vor allem die im Königreich Ungarn lebenden Slawen wurden in der Folge aktiv.¹⁰ Doch schon bei den Vorbereitungen wurde klar, dass es einen nicht zu überbrückenden Interessensgegensatz zwischen panslawistisch ausgerichteten und proösterreichischen (austroslawistischen) Vertretern gab. Šafárik, in Wien in der Schulkommission tätig, war „geradezu entsetzt“ vom Ton des Einladungsschreibens.¹¹ Er sprach sich in seinen Briefen nach Prag deziidiert gegen die antiösterreichische, panslawistische Diktion des Dokuments aus und erreichte damit, dass Palackýs Erklärung vom 5. Mai 1848 eine ganz klare Distanzierung vom Panslawismus (und damit Separatismus) enthielt. Erst aufgrund dieses Bekenntnisses zur Einheit des Reiches konnte die Regierung in Wien ihre formale Zustimmung zur Abhaltung des Kongresses geben, umso mehr, als sich auch Angehörige des böhmischen Hochadels, wie der Gubernialpräsident Graf Leo Thun-Hohenstein, an dieser Aktion beteiligten.¹² Das offizielle Kongressprogramm war klar im austroslawistischen Sinn konzipiert, die Eröffnungsrede hielt František Palacký. Eine kurze Ansprache Šafárik, in der er an die Slawen appellierte, ihre eigene sittliche und kulturelle Stärke so unter Beweis zu stellen, dass die Slawen zu einem respektierten Faktor der europäischen Geschichte würden, beschloss den ersten Tag.¹³ Im Verlauf des Kongresses wurde jedoch das Programm geändert und auf panslawische und europäische Themen ausgerichtet – mit dem Ergebnis eines europäischen Manifestes und eines Briefes an den Kaiser, in dem die wichtigsten Forderungen der einzelnen slawischen Völker der Monarchie zur Sprache gebracht wurden. Wirkte das Unternehmen nach außen hin im Grunde konservativ, so verweisen die Sitzungsprotokolle aufs Gegenteil. Sogar Šafárik ließ sich mitreißen und stellte die slawische Einheit über sein Interesse an der Erhaltung Österreichs.¹⁴ Allerdings gelangte man bei der entscheidenden Frage, welche Schritte zur Realisierung der Wünsche der Slawen innerhalb einer europäischen Politik zu setzen seien, nicht einmal zu

⁹ Otto Urban, *Die tschechische Gesellschaft 1848-1918*, Bd. 1, Wien 1994, 68.

¹⁰ Urban, *Tschechische Gesellschaft*, 68.

¹¹ Ebd., 69, FN 56. Otto Urban bezieht sich auf Briefe Šafárik an Neuberg und Palacký vom 2. und 3. Mai 1848.

¹² Ebd., 69 f. Es war die letzte gemeinsame Aktion von Vertretern des böhmischen Hochadels und des bürgerlichen Lagers bis 1861. Ebd., 72.

¹³ Ebd., 71.

¹⁴ Ebd., 73.

einem Zwischenergebnis. Auf jeden Fall hatte sich gezeigt, dass der überwiegende Teil der slawischen Liberalen nach umwälzenden Veränderungen der staatsrechtlichen Ordnung strebte. Ihr Gedanke eines europäischen Kongresses der Völker (nicht der Fürsten) barg eine revolutionäre Dynamik, und in ihrem Manifest an die europäischen Völker fand sich nicht ein Satz zur Notwendigkeit der Erhaltung der Habsburgermonarchie.¹⁵ Doch ließen sich diese revolutionären Ideen nicht konkretisieren. Um Leo Thun formierte sich eine patriotisch-konservative Partei, der nun auch wichtige Repräsentanten der tschechischen Nationalbewegung des Vormärz, wie Pavol Jozef Šafárik oder auch František Ladislav Čelakovský, nahe standen.

Ebenfalls 1848 war an der Universität Prag ein Lehrstuhl für Vergleichende Slawische Philologie eingerichtet worden. Šafárik erhielt den Ruf für diese (zunächst außerordentliche) Professur, doch verzichtete er zugunsten Čelakovskýs, der – nach seinem Bibliotheksdienst beim Fürsten Kinsky – in Breslau eine ähnliche Professur bekleidet hatte. Šafárik blieb Bibliothekar, fungierte aber sehr wohl als Ansprechpartner für den Minister, z.B. bei der Beurteilung der Kandidaten für die Besetzung des Inspektors der serbischen Volks- und Mittelschulen in der Wojwodschaft Serbien und dem Temescher Banat.¹⁶ Nach dem Tod Čelakovskýs 1852 fragte Thun in einem sehr persönlichen Brief bei Šafárik wieder an, ob er nicht die Professur übernehmen könnte.¹⁷ Der Brief hat die Anrede „Geehrter Herr!“ und schließt nicht nur damit, dass er einer baldigen Antwort „mit wahrer Unruhe“ entgegensehe, sondern auch „Mit der Versicherung aufrichtiger Hochachtung verharre ich Ihr Thun“. Der Beginn des Schreibens zeigt, wie betroffen Thun war:

„Während meines Aufenthaltes in Böhmen hatte Dr. Stanek mich von seinem [Čelakovskýs] bedenklichen Zustand unterrichtet, und die Bemerkung beigefügt, daß der Grund desselben zum Theile in gedrückten pekuniären Verhältnissen liege. Ich habe nicht unterlassen, diese Andeutung zu benutzen, und war damit beschäftigt in einer oder der anderen Weise Abhülfe zu verschaffen. Ich mache mir nun Vorwürfe, daß ich damit nicht zu Rande kam, ehe es leider zu spät wurde!“

Mit dem Tod Čelakovskýs seien „zwei sehr fühlbare Lücken“ entstanden, bei der Professur und in der Kommission zur Prüfung der Gymnasiallehramtskandidaten. Und er könne „durch gar Niemanden würdig ersetzt werden“ als durch Šafárik, „durch Sie allerdings in einer Weise welche statt eines Verlustes ein Gewinn genannt werden müßte. So finde

¹⁵ Ebd., 73 f.

¹⁶ Schreiben Šafáriks an Thun, Prag 8. Juli 1850, Staatliches Gebietsarchiv Leitmeritz, Zweigstelle Tetschen-Bodenbach Familienarchiv Thun-Hohenstein, Linie Tetschen, Nachlass Leo Thun, A3 XXI D59. Als Antwort auf das Schreiben Thuns an Šafárik, Wien, 5. Juli 1850. Tschech. Literaturarchiv/ Literární archiv Památníku národního písemnictví, Nachlass Šafárik, I 14 35.

¹⁷ Schreiben Thuns an Šafárik, Wien, 26. August 1852. Ebd.

ich mich denn verpflichtet Sie zunächst zur Übernahme der Professur zu bitten.“ Thun fuhr fort, dass er – bei Ablehnung Šafárik's – die Professur für eine Weile unbesetzt lassen werde, bis sich aus dem Feld der Privatdozenten „ein dem Charakter wie seiner wissenschaftlichen Leistungen nach vollkommen würdiger Kompetent herausstellt.“ Hinsichtlich der Professur werde er die offizielle Anfrage an ihn richten lassen. Die Stelle in der Prüfungskommission solle er aber unbedingt antreten.

„Sie wissen so gut wie ich, wie wichtig es ist, daß sie von jemandem übernommen werde, der so wohl in wissenschaftlicher Beziehung vollkommen kompetent als über jeden Zweifel in der Unpartheilich[keit] seiner Urtheile erhaben ist – und daß außer Ihnen Niemand vorhanden ist, der beiden Anforderungen entspräche.“

Šafárik erwiderte in einem Schreiben v. 29. August 1852,¹⁸ dass sich bei ihm durch die Anstellung zunächst als Kustos und dann als Bibliothekar alle Wünsche erfüllt hätten, und er nichts Neues mehr in Angriff nehmen werde. Er sei chronisch krank und könne nur als Bibliothekar sein Wirken als Beamter und Familienvater noch für einige Zeit sicherstellen. Daher habe er 1848 den Ruf ebenso abgelehnt wie das Angebot Exners, in die Prüfungskommission zu gehen.

„Das Bewußtsein der sinkenden Kraft, die Erfahrungen eines wechselvollen Lebens und vor allem ein fruchtlos bekämpftes chronisches Leiden, geboten mir meinen Wünschen und Mühen ein bestimmtes nicht zu überschreitendes Maß und Ziel zu lassen, wenn ich meiner Wirksamkeit als Beamter und Familienvater am Abende des Lebens noch einige Dauer sichern wollte.“

Er wolle und müsse sich, „unweit der Schwelle des 60sten Jahres, im Bewusstsein meiner sinkenden Kräfte“ – Šafárik war 57 Jahre alt – auf die dreißig Dienststunden als Bibliothekar beschränken und bat den Minister dafür um Verständnis. Er möge ihm gönnen, in den wenigen Stunden der Muße und Geistesfrische an der Vollendung seiner Werke zu arbeiten.

Wie die Prager, so war auch die Innsbrucker Bibliothek im Jesuitengebäude angesiedelt, bei ihrer Eröffnung 1746 ebenfalls hinter Universitäts(hör)sälen situiert und von den Professoren nicht geliebt – die Universität musste zwar für die Erhaltung aufkommen, war aber in die Konzeption der Bibliothek und die Ernennung des Bibliothekars nicht einbezogen worden. Die Bibliothek firmierte als „kgl. öffentliche Bibliothek“, der erste Bibliothekar unterzeichnete als „kgl. Bibliothekar“.¹⁹ Schließlich übersiedelte die Bibliothek 1786 ins Gymnasialgebäude der Jesuiten. Im Gebäude wohnte allerdings nur der Bibliotheksdiener, von dessen Wohnung dem Gymnasium nach Wiederaufnahme des

¹⁸ Schreiben Šafárik's an Thun, Prag 29. August 1852 (Konzept). Ebd.

¹⁹ Anton Hittmair, Geschichte der k.k. Universitätsbibliothek in Innsbruck, Innsbruck 1910, 17 f.

Schulbetriebs 1840 ein Zimmer zur Verfügung gestellt werden musste. Zur Zeit der Querelen Šafárik's mit der Fakultät hatte der langjährige Innsbrucker Bibliothekar Dr. Martin Scherer zwar sein „Amtslokale“ zwischen den beiden großen Büchersälen und dem Lesezimmer, seinen Wohnsitz aber in der Stadt, im Haus Nr. 226, heute Maria-Theresien-Str. 35.²⁰

Ob Šafárik in eine andere Dienstwohnung umziehen musste, konnte nicht mehr festgestellt werden. Auf jeden Fall wohnte er nur bis 1860 im Prager Clementinum, in seinem letzten Lebensjahr in der Krakovská Gasse 14, wo eine Gedenktafel an ihn erinnert.

²⁰ Ich bedanke mich bei Dr. Gertraud Zeindl vom Innsbrucker Stadtarchiv für diese Information und für die folgende bei Dr. Martin Svatoš, Lektor der Universität Prag.

Sigurd Paul Scheichl

Stefan Zweigs „Buchmendel“ – Bibliografie und Gedächtnis

Buchmendel (1929), eine raffiniert gestaltete Rahmenerzählung, handelt in zweifacher Weise vom Gedächtnis: vom Gedächtnis als Erinnerungsvermögen und vom Gedächtnis als Nachruhm. Die Hauptfigur, ein längst verstorbener jüdischer Büchertrödler in Wien vor 1914, hat ein unglaubliches bibliografisches Gedächtnis; der Erzähler dagegen hat diesen hilfreichen bibliografischen Genius, dessen Gedächtnis freilich durch den Weltkrieg zerstört worden ist, schon lange vergessen. *Buchmendel* erzählt auch von der Bedeutung der Literatur für Erinnerung und Nachruhm und von der Bedeutung der Juden im internationalen intellektuellen Austausch.

Zweigs Erzählung *Buchmendel* ist zuerst vom 1. bis 3. November 1929 in drei Teilen in der *Neuen Freien Presse* erschienen, also an prominenter Stelle, nämlich in Feiertagsnummern der renommierten Wiener Tageszeitung, die sich in solchen Ausgaben gern mit Texten bekannter Autoren schmückte. Für die Autor-Intention nicht ganz gleichgültig dürfte gewesen sein, dass diese Zeitung das Leibblatt der gebildeten und der vermögenden Wiener Juden war. Noch im gleichen Jahr erschien *Buchmendel* mit drei anderen Erzählungen im schmalen Bändchen *Kleine Chronik* der Insel-Bücherei (Zweig 1929, S. 61-92)¹, also ebenfalls an prestigeträchtigem Ort; der Insel-Verlag war der wichtigste Verlag Zweigs. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist *Buchmendel* mehrfach neu gedruckt worden, gehört aber, soweit ich sehe, nicht zum Zweig-Kanon und ist bislang auch von der Forschung eher wenig beachtet worden. Der Katalog der Deutschen Nationalbibliothek verzeichnet eine erkleckliche Anzahl von Übersetzungen in mehrere Sprachen.

Buchmendel ist eine scheinbar autobiografische Erzählung, teilt doch der Ich-Erzähler (der nicht die Hauptfigur ist) einige Eigenschaften und Erfahrungen mit dem Autor², Eigenschaften und Erfahrungen, über die Zweigs Leser, zumal seine Wiener Leser Bescheid wussten, etwa über die bibliofile Leidenschaft des Autografensammlers oder über sein Interesse am Magnetismus (vgl. Zweig 1993, S. 202).³ Am Schluss, im letzten Satz, gibt sich der Erzähler recht deutlich als Schriftsteller zu erkennen, der

¹ *Buchmendel* ist die letzte Erzählung in dem Band. Die *Neue Freie Presse* weist am 1. November auf die bevorstehende Buchveröffentlichung hin.

² Auf die häufige Nähe Zweig'scher Ich-Erzähler zum Autor weist Turner (1981), S. 127, hin; speziell zur Nähe zwischen Autor und Erzähler in dieser Erzählung Frieden (1999), S. 232.

³ Tatar (1978) geht auf den nur in zwei Anmerkungen erwähnten Zweig und sein Interesse an Mesmer kaum ein.

doch wissen sollte, daß man Bücher nur schafft, um über den eigenen Atem hinaus sich Menschen zu verbinden und sich so zu verteidigen gegen den unerbittlichen Widerpart alles Lebens: Vergänglichkeit und Vergessenheit. (Zweig 1993, S. 229; vgl. auch schon S. 212)

Das klingt wie ein poetologisches Programm des Biografen und Essayisten Stefan Zweig und soll an dieser exponierten Stelle wohl als solches verstanden werden.

Zudem wird das umfassende Detailwissen Jakob Mendels, der im Zentrum der Erzählung stehenden Figur, verglichen mit dem damals stadtbekannter realer Menschen, legendärer Kenner ihrer Spezialgebiete, mit Eusebius Mandyczewski vom Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde und Karl Glossy von der Wiener Stadtbibliothek (der jetzigen Wien Bibliothek im Rathaus) (Zweig 1993, S. 208). Die erwähnten Kunden und Protektoren Mendels scheint es zwar nicht gegeben zu haben – obwohl ein wenige Tage nach dem Erscheinen von Zweigs Erzählung verstorbener Alfred Anthony von Siegenfeld zwar nicht „früherer Dekan der theologischen Fakultät“ war, jedoch Heraldiker wie der von Zweig angeführte Graf Schönberg (Zweig 1993, S. 221); von einer gewissen Annäherung an die Realität durch diese Namen kann man wohl trotzdem sprechen. Die Nennung von Glossy und Mandyczewski hat ebenso wie die Situierung des Café Glück in der ausdrücklich genannten Alser Straße die gleiche Funktion wie der Zweig-nahe Ich-Erzähler: Diese Elemente sollen die Authentizität des Erzählten garantieren (vgl. Turner 1981, S. 117).

Die Wiener Realität der 20er Jahre ist auch sonst präsent, etwa in noch zu erwähnenden Andeutungen auf Veränderungen im Alltag in der Ersten Republik. Man könnte glauben, ja vielleicht soll die Leserin glauben, dass Zweig ein eigenes Erlebnis erzählt; dass es ein reales Vorbild für Buchmendel gegeben haben könnte, ist ja keineswegs auszuschließen. Insgesamt handelt es sich bei der Erzählung aber um eine Fiktion.

Bevor auf die sehr raffinierte Erzähltechnik und auf die merkwürdige Hauptfigur eingegangen wird, soll von einigen für Zweig typischen Schwächen die Rede gehen.

In erster Linie trifft das klischeehafte Elemente, zu denen als erstes das Bild des Wiener Cafés gehört, hier, gleich zu Beginn, als Beschreibung „jener trägen Passivität [...], die narkotisch jedem wirklichen Wiener Kaffeehaus unsichtbar entströmt.“ (Zweig 1993, S. 197) Dazu gehört ferner der betonte Gegensatz zwischen dem ‚alten‘ Café Glück des Herrn Standhartner und dem neuen des offenbar als Profiteur der Inflation vorgestellten herzlosen „Florian Gurtner aus Retz“ (Zweig 1993, S. 224), der, ein satirisches Motiv der ganzen Ersten Republik, wiederum recht klischeehaft als Zuzügler aus der niederösterreichischen Provinz eingeführt wird (während Standhartner implizit als ‚echter Altwiener‘ erscheint). Auch die Toilettenfrau des Cafés, die sich als letzte Angestellte noch an Buchmendel erinnert, ist recht stereotyp geraten, schon durch ihren tschechischen Namen, Sporschil; die Darstellung der „braven alten Frau, die in einfältiger und doch

menschlichster Art diesem Toten treu geblieben“ (Zweig 1993, S. 229) – ohne ‚war‘! – , entbehrt auch nicht sentimentaler Züge. Ganz ohne Klischees geht es selbst beim Bild des russischen bzw. polnischen Juden Jakob Mendel nicht ab.

Typisch für Zweig sind ferner gelegentliche stilistische Ausrutscher in Pathos und in allzu große Bildungsseligkeit, etwa in der Passage über den schließlich noch vor Ende des Weltkriegs aus dem Lager für ausländische Zivilgefangene entlassenen Mendel:

Irgend etwas schien rettungslos zerstört in seinem sonst stillen, nur wie schlafend lesenden Blick; etwas war zertrümmert: der grauenhafte Blutkomet mußte in seinem rasenden Lauf schmetternd hineingeschlagen haben auch in den abseitigen, friedlichen, in diesen alkyonischen Stern seiner Bücherwelt. (Zweig 1993, S. 223)

Noch ein weiteres Beispiel für Zweigs häufige Verwendung einer (zu) gehobenen Stilebene, die Reaktion des Ich-Erzählers auf die Äußerung des Oberkellners, dem „ein Herr Mendel nicht bekannt“ ist und der an eine Verwechslung mit einem Kurzwarenhändler Mandl denkt:

Ein bitterer Geschmack kam mir auf die Lippen, Geschmack von Vergänglichkeit: wozu lebt man, wenn der Wind hinter unserm Schuh schon die letzte Spur von uns wegträgt? (Zweig 1993, S. 213)

Die Passage wirkt noch befremdlicher dadurch, dass sie auf dem Bericht der „braven Frau Sporschil“ (Zweig 1993, S. 222), also einer ganz ungebildeten Person, über das Schicksal des Buchhändlers im Weltkrieg beruht, auch wenn deren Rede hier durch den Erzähler kommentiert ist und dieser ausdrücklich schreibt: „(manche Einzelheit ergänzte mir später anderer Bericht)“ (Zweig 1993, S. 214f.).

Auch die ironische Pointe am Schluss, dass Frau Sporschil „als Andenken“ an den von ihr verehrten Buchmendel ausgerechnet „der zweite Band von Hayns ‚Bibliotheca Germanorum erotica et curiosa‘“, dieses „skabrösen Verzeichnisses“ (Zweig 1993, S. 228f.), bleibt, ist ein eher greller Effekt, der durch den, fast erwartbaren, Erzählerkommentar – „habent sua fata libelli“ (Zweig 1993, S. 229) – nicht gewinnt. (Diese Bibliografie war 1929 – im Jahr der Entstehung von *Buchmendel* – durch den Ergänzungsband, Band 9, abgeschlossen worden.) Und obwohl dieses Werk bibliografischer state of the art war und von einem realen Buchmendel hätte benützt werden müssen, passt es doch nicht recht zu Zweigs Hauptfigur, dass von ihr ausgerechnet dieses Werk übrig bleibt – wenn auch nur ein Einzelband, ein Bruchstück des großen Verzeichnisses entlegener Literatur, dessen Unvollständigkeit zum Thema des vom „Blutkometen“ zerschmetterten Mendel’schen Gedächtnisses stimmt.

Solchem Misslingen im sprachlichen Detail steht eine sehr kluge Erzähltechnik gegenüber, die das Thema formal spiegelt. *Buchmendel* ist eine Rahmenerzählung (über Zweigs Umgang mit dieser Verfahrensweise siehe Turner 1981) oder doch die Variante einer solchen: Der Ich-Erzähler betritt nach dem Ersten Weltkrieg zufällig wieder das Café

Gluck, das er als Student gelegentlich besucht hat, das er aber zunächst nicht wiedererkennt. Erst nach ausführlich geschilderten geradezu qualvollen Versuchen, sein Gedächtnis zu aktivieren, tauchen allmählich Erinnerungen auf, an das Café, wie er es vor Jahrzehnten kannte, insbesondere aber an Buchmendel, einen jüdischen Bücherkrämer, ein wahres Wunder an bibliografischem Wissen, ein „*Miraculum mundi*“ (Zweig 1993, S. 222f.), der seine Geschäfte in diesem von der Universität nicht allzu weit entfernten Kaffeehaus abwickelte. Mendel hat es nicht zufällig als Standort gewählt: Sein Gedächtnis für Bücher (für ihren Inhalt, für ihre Auffindbarkeit und für ihren Wert) und seine Fähigkeit, Informationen über Bücher zu verknüpfen, gehören in die Nähe der Hochschule; doch denkt Zweig wohl auch an den Kontrast zwischen deren Formen von Wissensvermittlung und Mendels Gaben, „sein unsichtbares Katheder“ (Zweig 1993, S. 210).

Der Erzähler bemüht sich nun herauszufinden, was aus diesem Jakob Mendel geworden ist, der im Café Gluck seine bibliografischen Ratschläge gab und von dort aus weltweite Kontakte zu Antiquaren und Bibliofilen unterhielt, dort seltene und andere Bücher entgegennahm und verkaufte, der alles über Bücher und noch mehr über Rara, am meisten aber über *Rarissima* wusste. Zunächst kann sich in dem modernisierten Lokal niemand an den skurrilen Juden erinnern – bis auf die Toilettenfrau, das letzte Relikt des alten (und echten) Café Gluck. Sie weiß, dass Jakob Mendel als russischer Staatsbürger während des Kriegs in ein Lager für ausländische Zivilisten (über diese Lager Rauchensteiner, 2013, S. 849f.) gesteckt und erst nach einiger Zeit aufgrund von Interventionen hochgestellter Kunden entlassen worden ist. Die Zeit im „Konzentrationslager“ (Zweig 1993, S. 220) hat ihn aber gebrochen.

Dem neuen Inhaber des Café Gluck ist der wenig konsumierende ostjüdische Dauergast nur noch lästig und er vertreibt ihn; wenig später stirbt das halb verhungerte bibliografische Genie. Obwohl nicht ausdrücklich davon die Rede ist, ist Gurtners Verhalten gegenüber Buchmendel auf dem Hintergrund des aggressiven Antisemitismus der Ersten Republik zu sehen – für einen jüdischen Zuwanderer ist anders als in der Ära Franz Josephs im neuen Wien kein Platz mehr. Zwar nicht in wörtlicher Rede, aber in einer auktorialen Zusammenfassung des Denkens von Gurtner heißt es, den neuen Besitzer des Café Gluck störe „dieser galizische Schmarotzer“ (Zweig 1993, S. 224) bei seinen Modernisierungsplänen für das Kaffeehaus. Implizit erscheint so der durch Schiebungen reich gewordene Emporkömmling aus Retz als Judenhasser, während der alte Herr Standhartner und die Toilettenfrau frei von Antisemitismus sind; den Erzähler denken wir uns wegen der angedeuteten autobiografischen Elemente wohl ohnehin als assimilierten Juden. Damit ist (wie an anderen Stellen) eine gewisse Nostalgie für die Verhältnisse im Vorkriegs-Wien verbunden, zu der der hohe gesellschaftliche Rang der erwähnten Kunden Mendels gehört, die ihm gegenüber keine Berührungsangst haben, obwohl

er äußerlich wie in seiner Redeweise, „seinem singenden jüdischen Jargon“ (Zweig 1993, S. 219), alle Merkmale eines aus dem Osten Zugewanderten hat.

Die Binnengeschichte ist mit dem Rahmen erzähltechnisch über das normale Maß hinaus dadurch verschränkt, dass sie nicht geschlossen ist, sondern erst allmählich vervollständigt wird. Zuerst erinnert sich der Ich-Erzähler an Buchmendel, den „Magier und Makler der Bücher“, als er „nach zwanzig Jahren“ dessen früheren Stammplatz wieder erkennt (Zweig 1993, S. 200). Ihm fällt ein, wie und warum er zum ersten Mal zu diesem „vorweltlichen Bücher-Saurier“ (Zweig 1993, S. 202) gekommen ist und wie er ihn erlebt hat. Nachfragen nach Buchmendel bleiben beim Personal des ‚neuen‘ Café Gluck vergeblich – bis „die Frau Sporschil“ (Zweig 1993, S. 213) gerufen wird und aus „ihrem trüben Gelaß“ (Zweig 1993, S. 213) kommt – auch keine sehr glückliche Formulierung. Sie kann sich in der Tat an den „armen Herrn Mendel“ erinnern, ja ist „gerührt“, dass sich außer ihr noch jemand für ihn interessiert. Sie erzählt das Schicksal des Juden im und nach dem Krieg, wobei der Ich-Erzähler freilich „erst später [...] alle Einzelheiten“ erfahren hat (Zweig 1993, S. 216); die politischen Aspekte von Mendels Schicksal hätte „die Frau Sporschil“ ja schwerlich verstehen und berichten können. Der Bericht der Toilettenfrau mit den Ergänzungen aus anderen (nicht genannten) Quellen nimmt den zweiten Teil der Erzählung ein, der wieder in den Rahmen mündet. Dabei geht es nicht so sehr um die Vervollständigung von Buchmendels Lebenslauf – die zentrale Figur bleibt als solche recht enigmatisch – als viel mehr um das Wiederheraufbeschwören der fast geschwundenen Erinnerung an einen Menschen mit einem ungeheuren, wenn auch sehr spezialisierten Gedächtnis. Das letzte Wort der Erzählung lautet „Vergessensein“.

Die raffinierte Verzahnung von Rahmen und Binnengeschichte, die fast den gleichen Status haben, jedenfalls nicht im Verhältnis von Über- oder Unterordnung stehen, spiegelt die Verschränkung der beiden durch das Thema ‚Gedächtnis‘, im doppelten Sinn, dem der Fähigkeit, Wissen zu behalten, und dem der Erinnerung, ja fast des Nachruhms, wie umgekehrt ihres Gegenteils, des „Vergessenseins“ (Zweig 1993, S. 229; siehe auch Turner 1981, S. 124f.).

Daher ist einleitend sehr ausführlich davon die Rede, dass der Ich-Erzähler sich erst ganz allmählich und mit Schwierigkeiten des Café Gluck als eines Orts entsinnt, den er einmal gekannt hat; noch länger braucht er, um den Tisch Buchmendels wieder zu erkennen und sich dann dieses früheren Mittelpunkts des Cafés zu entsinnen. (Dass bei diesem der Kontrast zwischen ‚vor 1914‘ und ‚nach 1918‘ und eine gewisse ‚Alt-Wien‘-Sentimentalität mitspielen, habe ich schon angedeutet.) Zum Thema ‚Erinnerung‘ vs. ‚Vergessen‘ gehört auch, dass nur die alte Toilettenfrau, ein ganz einfacher Mensch, Auskunft über Buchmendel geben kann, aus einer ganz anderen Perspektive als jener, aus welcher der hochgebildete bibliofile Ich-Erzähler den jüdischen Krämer eben nicht in Erinnerung hat, sondern sich erst in Erinnerung rufen muss. Mendels fänomenales

bibliografisches Wissen, das für das Bild des Ich-Erzählers von dem Bücherhändler im Vordergrund steht, spielt für Frau Sporschil keine Rolle; sie hängt am Menschen Mendel. Für den Ich-Erzähler wird dieser hingegen erst im Lauf der Erzählung wichtig.

Auch in der Binnengeschichte, soweit sie vom Ich-Erzähler erinnert wird, geht es um das Gedächtnis, um „Spielarten, Spezies und Urformen der magischen Macht, die wir Gedächtnis nennen“ (Zweig 1993, S. 207)⁴: Buchmendel wird vor allem als Gedächtnis-virtuose gewürdigt. Als ihn der Ich-Erzähler „damals“ aufsucht, „vor zwanzig Jahren und länger“ (Zweig 1993, S. 198), weil er Literatur zu Mesmer und dem Magnetismus brauchte und die Bibliothek versagte,

kniff Mendel eine Sekunde das linke Auge zusammen, genau wie ein Schütze vor dem Schuß. Aber wahrhaftig, nur eine Sekunde dauerte diese Geste konzentrierter Aufmerksamkeit, dann zählte er sofort, wie aus einem unsichtbaren Katalog lesend, zwei oder drei Dutzend Bücher fließend auf, jedes mit Verlagsort, Jahreszahl und ungefährem Preis. Ich war verblüfft. Obwohl vorbereitet, dies hatte ich nicht erwartet. Aber meine Verdutztheit schien ihm wohlzutun; denn sofort spielte er auf der Klaviatur seines Gedächtnisses die wunderbarsten bibliothekarischen Paraphrasen meines Themas weiter. Ob ich auch über die Somnambulisten etwas wissen wolle und über die ersten Versuche mit Hypnose und über Gaßner, die Teufelsbeschwörungen und die Christian Science und die Blavatsky? Wieder prasselten die Namen, die Titel, die Beschreibungen; jetzt erst begriff ich, an ein wie einzigartiges Wunder von Gedächtnis ich bei Jakob Mendel geraten war, tatsächlich an ein Lexikon, an einen Universalkatalog auf zwei Beinen. (Zweig 1993, S. 203f.)

Das (historisch werdende) bibliothekarische Fachwort „Universalkatalog“ steht hier keineswegs zufällig.

Noch wichtiger als die Fähigkeit Buchmendels, „zwei oder drei Dutzend Bücher“ zu Mesmer und dem Magnetismus aufzuzählen, scheint mir an dieser Stelle, dass er sofort die Verbindung zu verwandten (und ebenfalls eher entlegenen) Fänomenen der Geistesgeschichte herzustellen vermag. Nicht seelenloses Katalogisieren ist seine Sache, sondern sehr wohl auch das Sehen von Zusammenhängen. Wenn ich Zweigs Bezugnahme auf die legendäre Bibliografie von Hayn-Gotendorf als etwas grell bezeichnet habe, so muss ich diese Kritik ein wenig einschränken: Denn dieses Werk funktioniert ganz ähnlich wie Buchmendels Gedächtnis und stellt ausgehend von den Erotica und Curiosa ebenfalls die erstaunlichsten Zusammenhänge her – freilich ist sie dann doch eine gedruckte und somit starre Zusammenstellung von Buchtiteln, während Jakob Mendel in seinem Gehirn die Titel ebenso gespeichert hat wie die Beziehungen zwischen ihnen; wer immer mit Büchern arbeitet, weiß, dass einem auch das raffinierteste elektronische Verzeichnis einen Rest von Gedächtnisleistung nicht abnehmen kann.

⁴ Aufschlussreich ist die Zusammenstellung der Wörter aus dem Wortnetz ‚erinnern‘ bei Turner (1979), S. 56f.

Freilich steht die Passage in einem gewissen Widerspruch zu einer späteren Stelle, an der es über die Hauptfigur der Erzählung heißt: „Aber auch diese Bücher selbst las er nicht auf ihren Sinn, auf ihren geistigen und erzählerischen Gehalt: nur ihr Name, ihr Preis, ihre Erscheinungsform, ihr erstes Titelblatt zog seine Leidenschaft an.“ (Zweig 1993, S. 206) Gleichwohl gelingt Mendel anders als den Bibliothekaren mit ihren Katalogen und Bibliografien eine Ordnung der Titel – weshalb er für die Bibliothekare der Wiener Universitätsbibliothek, die eben das nicht können oder nicht wollen, nur Schimpfworte übrig hat.

Dann lachte er nur kurz mit stark östlichem Jargon: „Nicht gewollt hat er? Nein – nicht gekonnt hat er! Ein Parch is er, ein geschlagener Esel mit graue Haar. Ich kenn ihn, Gott sei's geklagt, zu gutem schon zwanzig Jahr, aber gelernt hat er seitdem noch immer nix. Gehalt einstecken, dos is das einzige, was die können! Ziegelsteine sollten sie lieber schupfen, diese Herrn Doktors, statt bei die Bücher sitzen.“ (Zweig 1993, S. 203)

Die ausführliche Würdigung des außerordentlichem Gedächtnisses von Mendel – den man beleidigt, wenn man einen Titel schriftlich notiert (Zweig 1993, S. 204) – , der scheinbar unfunktional ausführliche einleitende Bericht über die Schwierigkeiten des Ich, das Café Gluck wieder zu erkennen, und die Schlussworte „Vergänglichkeit und Vergessen“ (Zweig 1993, S. 229) belegen zur Genüge, dass Gedächtnis und Vergessen die zentralen Themen der Novelle sind. „[...] jetzt erst begriff ich, an ein wie einzigartiges Wunder von Gedächtnis ich bei Jakob Mendel geraten war“ (Zweig 1993, S. 204), heißt es – in einer deutlichen Korrespondenz zum Prozess des Erinnerns, der den Rahmen der Geschichte ausmacht, wie im Kontrast zum Vergessen, dem Buchmendel bereits anheim gefallen ist. Auch allgemeine Reflexionen über das Gedächtnis fehlen nicht:

Doch wenn einmal der große Psychologe kommt (dies Werk fehlt noch immer unserer geistigen Welt), der so beharrlich und geduldig, wie Buffon die Abarten der Tiere ordnete und klassierte [!], seinerseits alle Spielarten, Spezies und Urformen der magischen Macht, die wir Gedächtnis nennen, vereinzelt schildert und in ihren Varianten darlegt, dann müßte er Jakob Mendels gedenken, [...]. (Zweig 1993, S. 207)

Besonders eindringlich ist da der Abschnitt über die Zerstörung von Buchmendels Gedächtnis (Zweig 1993, S. 223); der Erzähler stellt hier ausführliche auf Buchmendel bezogene, zugleich aber ins Allgemeine ausgreifende Überlegungen über das Funktionieren des „feinmechanischen Präzisionsinstruments unseres Wissens“ an, das schon wegen einer „ermüdeten Zelle“ aus dem Gleichgewicht geraten kann – und dann nicht länger mehr leisten kann als ein Einzelband einer mehrbändigen Bibliografie. Am Beispiel von Büchern und Bibliofile lässt sich dieses Thema besonders schön zeigen.

Trotz der Bedeutung des Themas ‚Gedächtnis‘ ist zu fragen, warum Zweig als zentrale Figur dieser Novelle über das Gedächtnis einen polnischen Juden wählt, der fast überspitzt als solcher typisiert wird. Buchmendel, „dieser kleine galizische Büchertrödler“

(Zweig 1993, S. 202; ähnlich 204, 207), wird mehrfach mit allen gängigen Merkmalen eines nicht-assimilierten Ostjuden vorgestellt. Zweig gebraucht sogar das Adjektiv „galizisch“, da die meisten Wiener Juden aus dem Osten dieser Region entstammten – obwohl es für Buchmendels Schicksal ja gerade wichtig ist, dass er eben nicht von dort, aus einem österreichischen Kronland, sondern aus Russisch-Polen nach Wien gekommen ist, aus einem Dorf bei Petrikau (Zweig 1993, S. 218), wohl Piotrków Trybunalski und somit rechtlich russischer Staatsbürger war.

Ob Zweig hier ein ‚Fehler‘, ein Widerspruch unterlaufen ist – ein eindeutiger Recherche- (oder vielleicht Gedächtnis-)Fehler liegt vor, wo er den „Gründer der Universität Princeton“ sich bemühen lässt, Buchmendel als Berater für deren Bibliothek zu gewinnen (Zweig 1993, S. 210): Diese Universität ist eine Gründung schon des 18. Jahrhunderts – oder ob er die Assoziationen, die sich mit dem Wort ‚galizisch‘ verbinden bzw. verbunden haben, für wichtiger gehalten hat als die historisch-politische Exaktheit, muss ich offen lassen; vielleicht hat ‚galizisch‘ damals eine weniger präzise Bedeutung gehabt als heute. Das korrekte Attribut ‚polnisch‘ musste der Autor wohl vermeiden, weil die Wortgruppe ‚polnischer Jude‘ nur abwertend gebraucht wurde.

Zum Klischee gehören selbstverständlich der charakterisierende Name der Figur, das Aussehen, die schwarze Kleidung – „Paletot“ (Zweig 1993, S. 202) ist ein häufiger Eufemismus für ‚Kaftan‘ – und die angedeutete Biografie, eine relativ stereotype Zuwanderungs- und Säkularisationsgeschichte:

Vor dreiunddreißig Jahren, mit noch weichem, schwarzflaumigem Bart und geringelten Stirnlocken, war er, ein kleines schiefes Jüngel, aus dem Osten nach Wien gekommen, um Rabbinat zu studieren; aber bald hatte er den harten Eingott Jehovah verlassen, um sich der funkelnden und tausendfältigen Vielgötterei der Bücher zu ergeben. Damals hatte er zuerst ins Café Gluck gefunden, und allmählich wurde es seine Werkstatt, sein Hauptquartier, sein Postamt, seine Welt. (Zweig 1993, S. 210)

Auch von der „Talmudschule“ (Zweig 1993, S. 207) ist einmal die Rede. Ein später erwähnter anderer Grund für Buchmendels Kommen nach Wien passt ebenfalls in dieses biografische Modell: Er wollte wie viele Juden, vor allem aus religiösen Gründen, nicht in der russischen Armee dienen (Zweig 1993, S. 219).

Zum Klischee des eingewanderten Juden gehört Buchmendels Redeweise: ein „stark östlicher Jargon“ (Zweig 1993, S. 203). Zweig lässt seine Hauptfigur diesen in direkter Rede gebrauchen; auch vereinzelte jiddische Wörter kommen vor: „nur ein Fremder, ein Ahnungsloser (ein ‚Amhorez‘, wie er sagte) [...]“ (Zweig 1993, S. 205) oder „Ein Parch is er“ (Zweig 1993, S. 203), Einsprengsel, die einerseits Buchmendel charakterisieren, andererseits ein wenig geschmäcklerisch sind, da Wörter aus dem Jiddischen oder dem so genannten Jargon als besonders farbig galten; gebildete Wiener Juden gebrauchten sie kaum oder mit besonderer stilistischer Absicht.

Zum Klischee gehört schließlich Buchmendels von seiner Erziehung im Osten geprägtes Verhalten (das Zweig für damit nicht vertraute Leserinnen fast unmerklich ein wenig erläutert):

Wie er dort unentwegt und unerschütterlich saß, den bebrillten Blick hypnotisch starr auf ein Buch geheftet, wie er dort saß und im Lesen summend und brummend seinen Körper und die schlecht polierte, fleckige Glatze vor- und zurückschaukelte, eine Gewohnheit, mitgebracht aus dem Cheder, der jüdischen Kleinkinderschule des Ostens. Hier an diesem Tisch und nur an ihm las er seine Kataloge und Bücher, so wie man ihn das Lesen in der Talmudschule gelehrt, leise singend und sich schwingend, [...]. Denn wie ein Kind in Schlaf fällt und der Welt entsinkt durch dieses rhythmisch hypnotische Auf und Nieder, so geht nach der Meinung jener Frommen auch der Geist leichter ein in die Gnade der Versenkung dank diesem Sichwiegen und Sichschwingen des müßigen Leibes. Und tatsächlich, dieser Jakob Mendel sah und hörte nichts von allem um sich her. (Zweig 1993, S. 201)

Die vom Erzähler bewunderte und als Voraussetzung des fänomenalen Gedächtnisses dargestellte außerordentliche Konzentrationsfähigkeit Mendels und damit dieses Gedächtnis werden somit als Erbe der ostjüdischen Welt dargestellt.⁵ (Allerdings wird durch die Erwähnung Mandyczewskis und Glossys der Eindruck vermieden, solche Gedächtnisleistungen könnten nur von Juden erbracht werden.)

Während die Erzählung allgemeine Reflexionen über das Gedächtnis enthält, fehlen solche über das Judentum und seine Tradition, so nahe eine Bemerkung über das ‚Volk des Buches‘ läge. Dass der Ich-Erzähler für sich eine der Konzentration des „vollkommen anonymen Büchertrödlers“ „ähnliche Hingabe an das eigene Werk“ beansprucht (Zweig 1993, S. 212), könnte man allenfalls als Hinweis auf eine solche Tradition verstehen, in die sich auch der Erzähler einordnet – doch ist dieser viel zu wenig deutlich als Jude erkennbar, um eine solche Interpretation zu gestatten. Es ist wohl ein Indiz für die Wertigkeit der Themen, dass der Erzähler über das Gedächtnis reflektiert, über das Judentum aber nicht oder kaum.

Dennoch hat Zweig sehr bewusst einen Juden als bibliografisches Genie und als Gedächtniswunder dargestellt, als Beispiel „eines vollkommen umschlossenen Lebens im Geiste“ (Zweig 1993, S. 228) gewählt. Das Schicksal Buchmendels im Krieg bringt nämlich neben der Empörung über die Behandlung ausländischer Staatsbürger einen besonderen jüdischen Aspekt in die Geschichte: Buchmendels Internationalismus. Dass dieser in seiner Konzentration auf das für ihn Wesentliche den Ausbruch des Kriegs ignoriert, ist für die Darstellung der Figur wichtig; dass er daher nach 1914 auf die ungeschicktest mögliche Weise und ohne nachzudenken versucht den Kontakt mit englischen und fran-

⁵ Die Säkularisation ostjüdischer Traditionen durch Buchmendel ist das Hauptthema von Friedens (1999) nicht unproblematischem Artikel.

zösischen Antiquaren aufrecht zu erhalten, belegt die selbstverständliche Internationalität der Figur, deren Radius nur scheinbar auf einen Marmortisch des Café Gluck beschränkt ist. Dazu passt Buchmendels Gleichgültigkeit gegenüber seiner Staatsangehörigkeit: Dass er eigentlich russischer Bürger ist, sich aber nie darum geschert und schon gar nicht um die österreichische Staatsbürgerschaft bemüht hat, ist zwar ein für die Wahrscheinlichkeit der Handlung wichtiges Motiv, aber darüber hinaus ist in der Sicht des Erzählers und gewiss des Autors der Heimatschein etwas höchst Nebensächliches und Gleichgültiges. Der Kosmopolit der Bücher lebt in einer Welt, in der solche Dokumente keine Bedeutung haben. Zweig hat auch für sich selbst eine Verbindung zwischen seinen jüdischen Wurzeln und seiner Weltbürgerlichkeit gesehen (Plattner 1992; Gelber 2014). Die Zerstörung des wunderbaren Gedächtnisses von Buchmendel durch den Krieg ist nicht nur private Tragik des Juden aus dem Café Gluck, sondern in hohem Maße signifikant für die Themen der Zweig'schen Erzählung: Krieg raubt diesem Kosmopolitismus, der doch Voraussetzung jeden intellektuellen Lebens ist, die Luft.

Daher – weil er weder auf eine bestimmte Staatsbürgerschaft noch auf sein Judentum beschränkt ist – wird Buchmendel als Kenner der Literatur über Mesmer und vergleichbare Erscheinungen sowie als Benützer der Hayn'schen Bibliografie eingeführt, von Kenntnis jüdischer Themen und wissenschaftlicher Literatur zu ihnen oder hebräischer Werke ist dagegen nie die Rede. Das jüdische Erbe ist in formalen Fähigkeiten der Hauptfigur lebendig, nicht als spezifisch jüdisches Wissen, von dem sich der ehemalige Rabbinatsschüler bewusst losgesagt hat.

Die hemmungslose Bewunderung des Erzählers für Buchmendels Gedächtnis wird durch ein besonderes Ereignis ausgelöst: Es hat Informationen gespeichert, die die eigentlich zuständigen Institutionen, „jene öffentlichen Schatzkammern, die wir Bibliotheken nennen“ (Zweig 1993, S. 206f.), dem Erzähler vorenthalten. Buchmendel verfügt nicht nur über Informationen, sondern er ist auch fähig, aus der ganzen Welt, aus den entlegensten Antiquariaten die benötigten Werke zu besorgen. Damit erbringt er, der unscheinbare Jude, von dem mehrfach gesagt wird, dass er ‚nur‘ ein ungeheures Gedächtnis habe, aber selbst nicht kreativ sei – „unproduktiv und unschöpferisch im letzten“ (Zweig 1993, S. 206) –, eine bedeutende kulturelle Leistung, arbeitet mit an den Grundlagen geistiger Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Er sorgt dafür, dass Wissen zugänglich wird, dass der Interessierte am kulturellen Gedächtnis der Welt Teil haben kann. Zweig macht so die Bedeutung der Juden für den kulturellen Austausch in Europa zum zweiten großen Thema dieser Erzählung. Buchmendel ist geradezu eine allegorische Figur.

Noch drei Bemerkungen zu Besonderheiten der Novelle. Ohne dass ich auf Details eingehen könnte, möchte ich festhalten, dass wir die Figur dieses Mendel aus zwei Perspektiven kennen lernen: jener des Erzählers, die bei aller Zuneigung zur Person des Ge-

dächtnisgenies doch eine intellektuelle ist, die der Bewunderung für „Buchmendel“, wohl auch die des Danks für von ihm vermitteltes Wissen. Die andere Perspektive ist die der „guten, rührenden Frau Sporschil“ (Zweig 1993, S. 216), der „braven alten Frau, die in einfältiger und doch menschlichster Art diesem Toten treu geblieben.“ (Zweig 1993, S. 229) Sie spricht übrigens nie von Buchmendel, sondern nennt den Toten so respekt- wie liebevoll „Herrn Mendel“ (Zweig 1993, S. 216). Damit kommt neben dem Gedächtnisfänomen Buchmendel auch der Mensch Jakob Mendel in die Erzählung; im letzten Absatz werden „unser alter Freund Mendel“ – in direkter Anrede des Erzählers an die Toilettenfrau – und „Buchmendel“ – im Erzählerbericht – geradezu konfrontiert.

Habe ich zu Beginn einige kritische Überlegungen zu Stefan Zweigs Stil angestellt, so möchte ich jetzt auf eine stilistische Feinheit des Titels, aber auch des Wortgebrauchs im Text aufmerksam machen: Obwohl der Sprachgebrauch es nahe legen würde, das Kompositum aus Tätigkeitsbereich und Namen mit dem bestimmten Artikel zu gebrauchen, also ‚der Buchmendel‘ zu schreiben, was auch standardsprachlich korrekt wäre, tut das der Autor bewusst nicht. Seine Figur heißt immer „Buchmendel“, das Wort wird als Name gebraucht. Vor einem solchen wäre der bestimmte Artikel abwertend. Der auffällige Verzicht auf diesen ist ein feines formales Zeichen der Hochachtung für das bibliografische Genie aus Russisch-Polen, das eben mehr gewesen ist als ein „Universalkatalog auf zwei Beinen“. (Zweig 1993, S. 203f.)

Auf einen weiteren Aspekt macht mich ein Rezeptionszeugnis aufmerksam: Eine Übersetzung von *Buchmendel* steht in einer amerikanischen Sammlung von erzählender Kurzprosa Zweigs mit dem Titel *Jewish Legends* (Zweig 1987) – nicht zu Unrecht, wie mir scheint, da die Erzählung tatsächlich legendenhafte Züge hat, zumal wenn man sich nicht eng an den traditionellen Gattungsbegriff hält, etwa im Sinn von Kunze: „Die Legende bezieht sich [...] nicht nur auf religiöse, sondern auch auf andere, ihnen struktur- und funktionsverwandte weltanschauliche Dogmengebäude [...]“. (Kunze 207, S. 390). Eben das trifft auch auf Kosmopolitismus und Wissenschaft zu, die Werte, für die Buchmendel sein Martyrium erleidet. Formal gilt, dass der auch als sehr asketisch charakterisierte Mendel eine so eindimensionale Figur (zu dieser Eindimensionalität kritisch Turner 1979) ist wie nur je ein Heiliger in der Legendendichtung; seine Erfahrungen in der „höllischen Unterwelt“ (Zweig 1993, S. 222) des Lagers, mögen als Martyrium gelten; Wunder wirkt er, freilich nur vor seiner Leidenszeit, durch sein stupendes Gedächtnis, das ausdrücklich als „Miraculum mundi“ (Zweig 1993, S. 222f.) bezeichnet wird; und selbst den hinterlassenen Band des „skabrösen“ Hayn kann man als Reliquie deuten. Gerade die Entscheidung für diese ‚Reliquie‘ – nichts hätte Zweig gehindert einen Band des Goedeke anzuführen – könnte als Versuch des Autors verstanden werden, diese Tendenz seiner Novelle zum Legendenhaften durch ein ironisches Element abzuschwächen.

Wie immer man diese Gattungsfrage beurteilt, *Buchmendel* ist ohne Frage eine Hommage an die kulturelle Leistung der Juden und gerade der Juden aus dem Osten, exemplifiziert an diesem Gedächtnisartisten. Die Geschichte ist selbstverständlich auf dem Hintergrund des Jahres 1929 zu lesen, durchaus als Beitrag zur Abwehr eines Antisemitismus, der gar nicht ahnte noch ahnen wollte, welches geistige Potential sich hinter einem scheinbar schmierigen Ostjuden verbarg, welche außerordentlichen Fähigkeiten sich fern von elitären Gymnasien in Cheder und Talmudschule herausgebildet haben – Fähigkeiten, die sich auch in säkulaem Umfeld bewährten. Buchmendels gab es im damaligen Wien und speziell in dessen Kaffeehäusern sonder Zahl, sei es als Schachgenies, sei es als mehr oder minder skurrile Universalgelehrte. Heute gibt es sie nicht mehr, nicht nur in Wien nicht.

Der Ort, an dem diese kleine Interpretation erscheint, fordert ein abschließendes Gedankenspiel heraus, zumal die Gedächtnisthematik und die jüdische Thematik mit dem Bücher-Motiv verbunden sind, und das nicht zufällig.

Buchmendel ist mehr als andere Bücher aus den 20er Jahren heute in hohem Maß ein historischer Text geworden. Denn ein bibliografisch-bibliofiles Genie ist in Zeiten einer zunehmenden Entmaterialisierung und Enthistorisierung des Buchs eigentlich undenkbar, für digital natives unverständlich geworden: Ein Gedächtnis, das nicht unzählige Titel, sondern unzählige URLs speichert, ist nicht vorstell-, ein elektronische Ressourcen zitierender Buchmendel nicht denkbar; bis Festplatten zu zentralen Figuren von Erzählungen werden, wird es wohl noch einige Zeit dauern. An das Historisch-Werden dieser Erzählung lassen sich Gedanken über den Wandel des Umgangs mit Büchern (und den Wandel der Bibliotheken) knüpfen – der für unsere Kultur viel einschneidender ist als die Umbauten im Café Gluck. Das Schicksal Buchmendels im Internierungslager könnte zur Allegorie auch in einem Sinn geworden sein, der das Vorstellungsvermögen Zweigs und seiner Zeitgenossen überstieg: zur Allegorie des Verlusts unseres kollektiven kulturellen Gedächtnisses (das sich irgendwo der Digitalisierung auch widersetzt). Habent sua fata libelli – dazu gehört auch, dass sie ihre Bedeutung verändern können.⁶

Literatur

Zweig, Stefan: Buchmendel. In: SZ: Buchmendel. Erzählungen. Hg. von Knut Beck. (Frankfurt am Main: S. Fischer 1990) Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 1993. S. 197-229.

Zweig, Stefan: Kleine Chronik. Vier Erzählungen. Leipzig o. J. [1929]. = Insel-Bücherei 408.

Zweig, Stefan: Jewish Legends. Übersetzt von Eden und Cedar Paul mit einem Vorwort von Leon Botstein. New York: M. Wiener 1987.

⁶ Eine etwas anders akzentuierte Fassung dieses Aufsatzes habe ich 2012 an der Universität Maribor in Slowenien vorgetragen.